

Ausgegeben den 1. October 1892.

Baltische Monatschrift.

XXXIX. Band.

10. Heft.

Inhalt.

	Seite
Feldmarschall Graf Münnich. Von Prof. J. Engelmann	545
Russische Dichter und Schriftsteller in Livland. I. Von Dr. J. Waldmann	572
Kunstwerke im alten Livland. Von C. Mettig	586

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1892.

In Commission bei J. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Herrn Arnold v. Gideböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, Qu. 20, zu richten.



PLa 7866

Feldmarschall Graf Münnich¹.

Das 18. Jahrhundert zeigt uns, wie kein anderes in der Geschichte Rußlands, zahlreiche Beispiele plötzlichen Glückswechsels, raschen Aufsteigens und jähen Sturzes der Leiter des Staates. Kein anderes zeigt uns unter diesen Staatsmännern eine so große Zahl scharf ausgeprägter Charaktere. Unter ihnen nimmt eine hervorragende Stellung ein der Feldmarschall Graf Burchard Christoph von Münnich. Keiner, wie sein Biograph sagt, wo das Verdienst dem Steigenden so sichtbar voranging, die Achtung dem Sinkenden so ehrend folgte. Zu einer Zeit, wo die von Peter d. Gr. begonnenen Reformen vernachlässigt wurden und verfielen, war er es, der

¹ Obiger Vortrag, gehalten am 25. März d. J. in der Aula der Universität Dorpat, wird hier auf Wunsch der Redaction veröffentlicht. Der Umfang desselben ist durch die Zeit einer kurzen Stunde bestimmt und mit Rücksicht darauf Münnichs Thätigkeit als Patron der Petrikirche und Schule in St. Petersburg übergangen worden. Verändert und weiter ausgeführt ist Birons Erhebung zum Regenten und Sturz und der Schluß, die Charakteristik Münnichs. Als Quellen dienen:

Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie III. Hamburg, 1769.
Salem, Lebensbeschreibung des R. K. G.-Feldmarschalls W. L. Grafen von Münnich. Oldenburg, 1803.

H. Костомаровъ, Русская Исторія въ жизнеописаніяхъ главнѣйшихъ ея дѣятелей, т. II. в. 7. Фельдмаршалъ Миннихъ. Спб. 1888.

Россія и русскій дворъ въ первой половинѣ 18. вѣка. Записки и замѣчанія гр. Эрнста Минниха. Спб. 1891.

Sehr sorgfältige kritische Untersuchungen über die Quellen zu einer erschöpfenden Biographie Münnichs giebt H. Arved Jürgensohn in der „Russ. Revue“, Bd. 26. St. Petersburg, 1886. S. 220—232, 318—343, 438—491. Es ist sehr zu wünschen, daß an der Hand dieser Fingerzeige eine ausführliche Biographie Münnichs ausgearbeitet werde.

sie durch unermüdlige Thätigkeit fortsetzte und, so weit es in seiner Macht stand, vollendete. Er war es, der den Ladogacanal erbaute, der das Heer wieder kriegstüchtig machte und durch die Errichtung der ersten wirklichen Kriegsschule sich ein unvergeßliches Verdienst erwarb. Ein nie besiegter Feldherr, hat er das Heer zu glänzenden Siegen geführt. Jeder Zoll ein Deutscher, verstand er die guten Eigenschaften der Russen voll zu würdigen. Wie kein Anderer verstand er Rußlands wahres Interesse richtig zu erfassen; sein ganzes Leben, seine ganze Thätigkeit hat er Rußland gewidmet.

Die Münnich stammen aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht¹. Unermüdlige umsichtige Arbeit hatte das Geschlecht emporgehoben. Das sumpfige Land wurde dem Wasser abgerungen und der Cultur zugänglich gemacht. Schon die Vorfahren waren kundige Entwässerer und Erbauer von Deichen, Urgroßvater und Großvater waren im heimischen Gau Wüstenland Bögte gewesen. Sein Vater, schon wohlhabend, trat in dänische Kriegsdienste — die Grafen von Oldenburg waren Könige von Dänemark. Sicherten ihm auch seine Kenntnisse im Ingenieurwesen eine ehrenvolle Laufbahn, so zog er es doch vor, seiner Heimath zu dienen, wo dem Deichwesen von der Regierung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Als Obristleutnant verabschiedet, wurde er zum ersten General-Deichgräf in Oldenburg ernannt und in den Adel erhoben. Auf seinem Gute Neuenhüntorf wurde ihm aus seiner Ehe mit Sophie Katharina von Detken am 9. Nov. 1683 sein zweiter Sohn Burchard Christoph geboren. Der Knabe zeigte schon früh ungewöhnliche Begabung. Erst 9 Jahre alt, war er schon im Stande, Deich- und Schleusenpläne seines Vaters zu copiren. Die vom Vater verfaßte Beschreibung der oldenburgischen Deiche und Schleusen copirte er für sich und begleitete den Vater auf seinen Deichreisen. Er war schon als Knabe so selbständig, daß er seine in Kurland an einen Freiherrn von Wildemann verheirathete Schwester dorthin geleitete. Im Jahre 1699 trat sein Vater in die Dienste des Fürsten von Ostfriesland und ward Droßt im Amte Esenz. Hier erhielt Münnich seine weitere Bildung. Er machte rasche Fortschritte in der Mathematik und im Französischen. 16 Jahre alt ging er nach Paris: das Frankreich Ludwigs XIV. war noch in voller Blüthe und die hohe Schule aller Künste des Krieges und des Friedens,

¹ Herr A. Jürgensohn („Russ. Revue“, Bd. 26, S. 225) hält unter Berufung auf die Stammtafel in Münnichs Jugendtagebuch die Angabe, die Münnichs stammten aus einem oldenburgischen Bauerngeschlecht, für nicht ganz zutreffend. Halem, der an Ort und Stelle sich orientiren konnte und in unmittelbare Beziehung zu Münnichs Familie getreten war, ist in seiner oben angeführten Angabe ganz positiv und daher für uns entscheidend. Seine Stammtafel dürfte wohl ein erstes Anzeichen von Münnichs Ehrgeiz sein.

zu der die Jugend Europas wallfahrtete. Münnich studirte die Kriegskunst. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten blieben nicht unbemerkt, und als der spanische Erbfolgekrieg drohte, wurde ihm eine Ingenieurstelle in der elsässischen Division angetragen. Er schlug sie aus, weil er nicht gegen sein Vaterland kämpfen wollte, trat als Capitän in hessen-darmstädtische Dienste und nahm Theil an der Eroberung von Landau (1702). Als das hessische Corps sich zurückzog, nahm er die durch seinen Vater vermittelte Ernennung zum ostfriesischen Oberingenieur an, soweit der auswärtige Dienst es litte. 1705 heirathete er Christine v. Wisleben, ein darmstädtisches Hoffräulein, seine treue Lebensgefährtin, die Mutter seiner Kinder, eines Sohnes und mehrerer Töchter. Münnich hatte unthätig in Darmstadt leben müssen, als Prinz Eugen durch den Sieg bei Hochstädt 1704 die Franzosen aus Deutschland vertrieb. 1706 trat er als Major in hessen-kasselsche Dienste und zog in diesem Corps über die Alpen, um an der Befreiung Italiens Theil zu nehmen. Er litt auch das Corps bei Castiglione eine Niederlage, so wurden die Franzosen doch aus Italien verdrängt, ja Prinz Eugen drang in die Provence ein. Der Krieg wurde nun in die Niederlande verlegt, wo die Hauptmacht der Franzosen stand. Hier lernte Münnich unter dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough den großen Krieg kennen. Die Schlacht bei Dudenarde 1708, der große Sieg dieser größten Feldherren ihrer Zeit, war die erste Generalschlacht, in der er mitkämpfte; dann folgten die Eroberungen des von Vauban befestigten Lille, Brügges und Gents, im Jahre 1709 die Eroberung von Tournai und der blutige Sieg von Malplaquet. Bis 1712 war er in allen Gefechten unverwundet geblieben. Das letzte Gefecht dieses Krieges, der Ueberfall bei Denain, war unglücklich für die Verbündeten und für ihn. Schwerverwundet gerieth er in französische Kriegsgefangenschaft, wurde jedoch gut gepflegt und zuvorkommend behandelt. Er lernte Fénelon kennen — noch in seinem Alter gedachte er gern der geistvollen Unterhaltung des berühmten Schriftstellers und Kanzelredners. Nach völliger Wiederherstellung gelang es ihm sich frei zu kaufen. Der Krieg war unterdessen beendet worden, er erhielt den Rang eines Obristen und leitete die Canal- und Hafengebauten in Karlsruhen an der Weser. Allein diese Thätigkeit genügte ihm nicht: er strebte nach kriegerischem Ruhm. Da der nordische Krieg noch fortdauerte, trat er 1716 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, Königs von Polen. Er organisirte die polnische Königsgarde, wurde General, war glänzend gestellt, allein vielfache Anfeindungen und Händel bei den ungeordneten polnischen Verhältnissen und besonders die Intriguen des königlichen Günstlings Grafen Flemming trieben ihn fort. Er gedachte in schwedische Dienste zu treten — da fiel Karl XII. am 11. Dec. 1718 vor Frederikshall; nun entschloß

er sich, in Peters Dienste zu treten. Durch den russischen Gesandten in Warschau, den Fürsten Dolgoruki, übersandte er dem Zaren seine Schrift über die Fortification. Im Auftrage Peters bot ihm Dolgoruki die Stellung eines Generalingenieurs mit dem Range eines Generallieutenants an. Münnich nahm den ehrenden Antrag an, ohne etwas schriftlich zu haben, im Vertrauen auf des Ministers Wort.

Im Februar 1721, 37 Jahre alt, betrat er zum ersten Mal Petersburg, den Schauplatz, auf dem er eine so glänzende Rolle spielen sollte. Seine blühende Gesundheit, sein Frohsinn, sein elegantes Auftreten ließen ihn jugendlich erscheinen. „Wie alt sind Sie?“ war die erste Frage aller russischen Minister und Generale. „Wie alt sind Sie?“ war die erste Frage des Zaren. Auch die feinen eleganten Manieren waren nicht nach Peters Geschmack, der bisher elegante Feinheit und Kriegstüchtigkeit unvereinbar gefunden hatte. Einem so jungen Manne meinte er die versprochene Stellung nicht ohne Weiteres anvertrauen zu können. Er wollte ihn erst prüfen. Münnich erhielt keine Bestallung, mußte aber Peter überall hin begleiten; er kritisirte verschiedene Festungsanlagen, entwarf Verbesserungspläne, die den Zaren befriedigten, aber ihm das versprochene Diplom nicht einbrachten. Was seine Verdienste nicht bewirkten, bewirkte der Zufall. Während Peters Anwesenheit in Riga brannte in Folge eines Blitzschlages der Petrithurm ab. Peter, dem der schöne Thurm sehr gefallen hatte, verlangte den Wiederaufbau und sofort eine genaue Zeichnung; eine solche war im Rathsarchive nicht zu finden. Münnich, dem, der Thurm gleichfalls durch seinen schönen Bau aufgefallen war, hatte ihn abgezeichnet, Jaguschinski hatte die Zeichnung bei ihm gesehen und brachte sie dem Zaren. In der Freude über die sofortige Befriedigung seines Wunsches unterzeichnete Peter das Diplom eines Generallieutenants für Münnich — allein mit dem Datum des folgenden Jahres. Ein Jahr mußte er noch als Generalmajor dienen.

Bevor Münnich seine neue Laufbahn antrat, stellte er nunmehr schriftliche Bedingungen, wobei er sich auf sechs Jahre band. Dann suchte er noch einmal — es sollte das letzte Mal sein — seine Heimath auf. Sein Vater war am 14. Februar 1721 gestorben und seine Mutter bald darauf. Der Vater hatte ihn zum alleinigen Erben seiner Güter eingesetzt. Da der ältere Bruder das Testament anfocht, erledigte Münnich den Streit durch einen Vergleich, indem er mit dem Bruder theilte.

Bei seiner Rückkehr empfing Peter ihn sehr gnädig und bewies ihm ein stets wachsendes Vertrauen. Als das Verwunderung erregte, bemerkte der französische Gesandte Campredon den über die Bevorzugung eines so jungen Mannes Erstaunten: „Seht Ihr denn nicht, daß der Kaiser in des

jungen Ausländers Geist seinen eigenen Genius erkennt.“ Die ersten Arbeiten, die Münnich übertragen wurden, waren der Plan zu einem Hafen bei Rogerniek (Baltischport), eine gewaltige Schleuse beim Einfluß der Tosna in die Neva zur Beseitigung einer Stromschnelle und eine Straße längs der Neva von Petersburg nach Schlüsselburg. Als Peter, vom persischen Feldzuge 1723 zurückgekehrt, in Moskau über viele ungetreue und unwissende Diener strenges Gericht hielt, war er mit Allem, was Münnich gethan und geleistet hatte, äußerst zufrieden. Mit ihm besprach er seine größte Sorge, den Bau des Ladogacanal. Seit 1718 war daran gebaut worden, kaum 12 Werst waren fertig. Die Arbeiten leitete Generalmajor Pissarew, eine Creatur Menschikows. Münnich, der den bisherigen Plan für absolut unausführbar hielt und alle Arbeit und alles Geld für verloren erklärte, veranlaßte den Kaiser — da aus Furcht vor Menschikow Niemand ihm zuzustimmen wagte — selbst die Arbeiten und das Terrain zu besichtigen. Menschikow setzte Alles daran, zu beweisen, die bisherige Arbeit sei gut und Münnich verstehe nichts vom Canalbau. Im Herbst 1723 wurde die Reise unternommen, obwohl der Kaiser sich häufig angegriffen fühlte und die Reise zu Pferde gemacht werden mußte. Schon am Ende des ersten Tages hatte der Kaiser Münnich auf holländisch gesagt: „Ich sehe es wohl, Sie sind ein ehrlicher Mann.“ Die kalte Nacht hatte der Kaiser in einem Zelte verbracht. Pissarew lag Alles daran, daß Peter nicht seine elenden Arbeiten zu sehen bekomme. So veranlaßte er den Leibarzt Blumentrost einzuschreiten. Dieser wandte sich an Münnich: „Es ist gefährlich, den Kaiser weiter zu führen, er ist zu schwach. Wie, wenn er die Sachen nicht so fände, wie Sie sie ihm vorgestellt haben? Es kann Ihr Unglück werden. Bedenken Sie, was Sie thun!“ Um zu verhindern, daß Blumentrost allein zum Kaiser ginge, antwortete Münnich: „Gehen wir sofort Beide zum Kaiser.“ Der Kaiser hatte sich soeben angekleidet. „Gott sei Dank,“ sagte Münnich, „daß Ew. Majestät sich die Mühe nehmen, den Canal selbst zu sehen. Noch haben Eure Majestät nichts gesehen. Erst bei Dubna wird sich Alles übersehen lassen!“ „Und warum?“ fragte der Kaiser, ermüdet von den Strapazen, mit einer Miene, die wenig Geneigtheit zur Fortsetzung der Reise verrieth. „Weil,“ erwiderte Münnich, „Alles, was bisher gemacht ist, nicht bleiben kann, und das müssen Eure Majestät mit eigenen Augen sehen, denn die Veränderung kostet große Summen, und haben Sie sich nicht selbst von der Unumgänglichkeit überzeugt, so ist der Mann, der den Auftrag zur Arbeit erhält, wer er auch sei, er ist verloren.“ „Man bringe mein Pferd!“ rief der Kaiser. Er war entrüstet, als er die elende Arbeit sah, stieg in den Canal hinab, legte sich auf den Boden und bewies Pissarew durch den Augenschein, daß das Ufer überall einfalle, der

Boden nicht durchweg gleich tief sei. „Grigori,“ sagte er zu Bissarew, „es giebt zweierlei Arten Fehler, die erste aus Dummheit, die zweite und schlimmste, wo man nicht sehen will! Warum sind keine Dämme da, warum sind die Ufer nicht befestigt? Warum so viele Krümmungen?“ „Der Hügel wegen,“ erwiderte der zitternde Bissarew. Nun erhob sich der Kaiser, sah sich auf der einförmigen Fläche um und sagte: „Wo sind denn Hügel? Wahrlich, Du bist ein vollkommener Taugenichts.“

Der Canal ward nach Münnichs Plan gebaut. Schon im folgenden Jahre konnte das Wasser in die erste Strecke gelassen werden. Peter half selbst den Damm durchstechen, dann sprang er in ein Boot und fuhr den neuen Canal entlang. Als er drei Monate vor seinem Tode nach Petersburg kam und die Kaiserin sich nach seiner schon wankenden Gesundheit erkundigte, war seine Antwort: „Die Arbeiten meines Münnich haben mich gesund gemacht. Ich denke es noch zu erleben, daß ich mich in Petersburg in ein Boot setze und in Moskau ans Land steige.“ Zu Boot fahren ging Peter eben über Alles. Am folgenden Tage nahm er Münnich in den Senat mit, stellte ihn den Senatoren vor und sagte: „Ich habe den Mann gefunden, der den Ladogacanal vollenden und bald vollenden wird. Noch nie habe ich einen Ausländer in meinen Diensten gehabt, der, wie er, große Werke anzugeben und auszuführen versteht. Ihr sollt thun, was er verlangt.“ Als der Kaiser den Senat verlassen hatte, wandte sich der Generalprocureur Jaguschinski an Münnich mit den Worten: „Herr General, wir erwarten Ihre Befehle.“ Münnich verlangte und erhielt 25,000 Arbeiter (bis dahin hatte er 16,000 gehabt). Peter versprach ihm, er werde des Feldzeugmeisters Bruce Nachfolger werden und alle Bauten der Krone sollten unter seiner Aufsicht stehen. Die Vollendung des Canals erlebte Peter nicht. Unter Katharina I. legte Menschikow dem Canalbau vielfache Hindernisse in den Weg. Aber die Sache nahm trotzdem ihren Fortgang, sie war eben schon zu weit vorgeschritten. Münnich, der begriff, daß er der neuen Regierung gegenüber seine Stellung sichern müsse, stellte jetzt neue Forderungen und schlug eine Capitulation auf 10 Jahre vor. Er verlangte den noch von Peter versprochenen Rang, ein Haus in Petersburg, eins in Ladoga, ein Gut am Canal, eine Insel bei Schlüsselburg. Im Falle eines Krieges mit England oder Dänemark sollte die Regierung seine Güter in Oldenburg garantiren. Nach 10 Jahren sollte es ihm freistehen, Rußland zu verlassen, er sollte berechtigt sein, seine Kinder im Auslande erziehen zu lassen. Die Capitulation wurde erst von Peter II. bestätigt, doch erhielt er nicht die Würde des Generalfeldzeugmeisters. Dagegen wurde er zum Generalgouverneur von Ingermanland und Commandirenden der Truppen daselbst ernannt, eine Stellung, die ihm großen Einfluß verschaffte. Zur Krönung

des Kaisers wurde er in den Grafenstand erhoben. Im Jahre 1728 wurde die Schifffahrt auf dem Ladogacanal eröffnet, und 1732 war er vollendet. Münnich organisirte das Ingenieur- und Sappeurwesen und errichtete die erste Ingenieurschule. 1729 wurde er zum Chef der Artillerie ernannt.

1727 war seine erste Gemahlin gestorben. 1728 heirathete er in zweiter Ehe die Wittve des Oberhofmarschalls Saltzkow, eine geborene Baronesse Maltzahn — auch seine zweite Frau war ihm eine treue Gattin in Glück und Unglück.

Damals bemühte die Prinzessin Elisabeth sich um seine Protection; es scheint, er war nicht sehr entgegenkommend, obwohl seine Töchter ihre Hoffräulein waren. Während in Moskau der Versuch gemacht wurde, die souveräne Gewalt zu beschränken, war er in Petersburg als Generalgouverneur wohl die erste Person, hielt sich aber fern von der Politik, er erbaute damals mehrere Brücken über die Moika.

Nachdem die Kaiserin Anna die unbeschränkte Gewalt wiederhergestellt hatte, wurde er durch Ostermann der Kaiserin vorgestellt, er gefiel ihr und ihrem Günstlinge Biron und erwarb sich bald Vertrauen. Die Kaiserin ernannte ihn zum Generalfeldzeugmeister und bald darauf zum Präsidenten des Kriegscollegiums. Ostermann, der es liebte, seine Pläne durch Andere vorbringen zu lassen, veranlaßte ihn, der Kaiserin die Bildung eines Cabinets zur Führung der Reichsgeschäfte vorzuschlagen. Von der Kaiserin um seinen Rath befragt, nannte Münnich als Glieder die Grafen Ostermann und Golowkin und den Fürsten Czerkaski, die Kaiserin fügte als vierten seinen Namen hinzu. Er wurde zum Feldmarschall ernannt.

Jetzt begann seine großartige Thätigkeit im Kriegswesen. Die Armee wurde reorganisirt und wieder zu der Tüchtigkeit gebracht, die sie unter Peter d. Gr. gehabt hatte. Eine Reihe neuer Regimenter wurde errichtet. Das erste Cadettencorps, eine Erziehungsanstalt, die in der Geschichte der russischen Bildung Bedeutung erlangt hat, und die Cantonistenschulen wurden gegründet. Durch diese Fürsorge für die Bildung des Militärs hat Münnich sich ein unvergeßliches Verdienst erworben. Er war streng gerecht ohne Ansehen der Person, daher setzte er es durch, daß die durch Peter den fremden Offizieren bewilligte doppelte Gage auch den russischen Offizieren gezahlt wurde.

Das große Vertrauen, welches die Tüchtigkeit und das kluge, feste und offene Wesen des Feldmarschalls der Kaiserin einflößten, veranlaßte Ostermann gegen ihn zu intriguirem. Der Kanzler Graf Golowkin und der Oberstallmeister Graf Löwenwolde, denen die Ueberlegenheit Münnichs unbequem war, schlossen sich ihm an. Alle drei verstanden es, Biron, der ihn hochschätzte und oft um Rath anging, gegen ihn einzunehmen. Münnich hatte damals, um die freundschaftlichen Beziehungen zu Biron enger zu

knüpfen und für immer zu befestigen, seinen Sohn, der in Paris bei der Gesandtschaft diente und nach der Versetzung des Gesandten Grafen Golowkin an den Haag als *Chargé d'affaires* fungirte, eilig nach Petersburg kommen lassen und um die Schwägerin Birons, ein Fräulein Trotta von Treiden, freien lassen. Allein der Antrag wurde abgelehnt, vielmehr wurde der Generalgouverneur von Livland, Graf Bismark, Birons Schwager¹. Man benützte die Ankunft der Nichte der Kaiserin, der Prinzessin Anna, um Münnich aus dem Palais in rücksichtsloser Weise zu verdrängen, zu reizen und zu unzufriedenen Aeußerungen zu veranlassen. Er blieb kaltblütig. Man entfernte ihn vom Hofe, indem man ihn nach Polen sandte, wo es galt, den Gegner Augusts II., den von Frankreich unterstützten Stanislaus Leszczyński, aus Danzig zu vertreiben. Münnich führte die Belagerung Danzigs energisch durch, erzwang die Capitulation und kehrte im Triumph nach Petersburg zurück. Seine Gegenwart machte sofort alle ausgestreuten Verleumdungen wirkungslos. Er genoß das Vertrauen der Kaiserin, um so mehr als man einem schweren Kriege entgegentrieb.

Die Niederlage Peters d. Gr. am Pruth, wo er hatte um Frieden bitten, Abzutreten und versprechen müssen, sich nie in die polnischen Angelegenheiten zu mischen, war noch ungerächt. Es gab eine Partei am Hofe, die zum Kriege drängte. Ostermann und Münnich riethen ab, man dürfe die Macht der Türkei nicht zu gering anschlagen, und setzten es durch, daß zunächst nur der Chan der Krim, ein Vasall der Pforte, für die beständigen Grenzverletzungen geächtigt werden sollte. Münnich sollte die Ruhe in Polen wiederherstellen. Ein Corps von 28,000 Mann unter dem General Leontjew sollte in die Krim einfallen, doch verlor es durch Krankheit und Mangel den dritten Theil der Soldaten und mußte umkehren, ehe es die Krim erreicht hatte. Nun wurde Münnich an die Spitze gestellt. Im März 1736 begann Feldmarschall Lacy auf seinen Befehl die Belagerung Asows. Im Mai brach Münnich mit 54,000 Mann und 12,000 Kosaken gegen die Krim auf. Die für uneinnehmbar erachteten Linien von Perekop wurden erstürmt: hier stieß man auf türkische Truppen. Unaufhaltsam brach Münnich in die Krim ein. Die Proviantcolonne führte der General Fürst Trubezkoi mit so unverantwortlicher Langsamkeit, daß das Heer erst im Juli auf sie stieß, als es bereits auf dem Rückwege war. Unaufhaltsam und ohne Rücksicht auf den Mangel an Proviant und Fourage war Münnich vorgeedrungen, hatte Batschissarai, die Residenz der Chane, eingäsichert — wobei eine große, von Jesuiten angelegte Bibliothek verbrannte — aber Kassa wegen völliger Erschöpfung nicht erreichen können. Das Land hatten die Tataren selbst verheert. Der Verlust durch Krankheiten und Entbehrungen

¹ Bei Birons Sturz wurde auch Graf Bismark verhaftet und verschickt.

war ungeheuer: die Armee war auf die Hälfte reducirt, in Gefechten waren kaum 2000 Mann ungekomen. Eine gegen Münnich eingereichte Denunciation wurde von Biron ihm übersandt, doch hatte der Verlust der halben Armee bei Hofe einen bösen Eindruck gemacht. Man sprach von einem Kriegsgericht. Münnich verstand bei seinem Erscheinen in Petersburg durch sein sicheres Auftreten Alles zu beseitigen.

Im Jahre 1737 sollte der Krieg im Bunde mit Oesterreich direct gegen die Türkei geführt werden. Von österreichischer Seite verlangte man ein russisches Hilfscorps nach Ungarn, Münnich hintertrieb das aber. Im Mai brach er mit 70,000 Mann auf, eroberte nach kurzer Belagerung Dschakow: der Seraskier mit der ganzen Besatzung ward gefangen, doch waren das nur 3000 Mann, 1700 waren gefallen und niedergemacht, bevor die Capitulation bekannt wurde. Der Feldzug von 1738 war resultatlos in Folge der Pest.

1739 zog Münnich gegen Chotin. Die Türken in einer scheinbar unangreifbaren Stellung hatten, um ihn in eine Falle zu locken, mehrere Engpässe unbesezt gelassen. Durch die zog Münnich direct auf den Feind. In seinem Rücken wurden die Pässe von den Tataren besetzt. Die Türken glaubten ihn schon gefangen. Doch durch die kühne Ueberschreitung eines unergründlichen Sumpfes auf Faschinen und den energischen Sturm gegen eine steile Anhöhe wurden sie geworfen und aufs Haupt geschlagen. Ein panischer Schrecken ergriff die ganze Armee, die Flucht hörte erst hinter der Donau auf. Chotin capitulirte, ohne einen Schuß zu thun. Es war der Geburtstag der Kaiserin, als Münnich Peters Niederlage rächte. Er besetzte die Moldau, war in Jassy feierlich von der Geistlichkeit und den Bojaren empfangen worden, Bender sollte genommen und dann über die Donau gegangen werden. Schon träumte er von der Eroberung Constantinopels, der Vertreibung der Türken aus Europa und meinte, wie Biron Herzog von Kurland, Hospodar der Moldau zu werden — da traf ihn die Nachricht, Oesterreich — wo der ganze Feldzug unglücklich verlaufen war — habe Frieden geschlossen. Karl VI. hatte den Ausspruch gethan: „Hätte ich einen Feldherrn wie Münnich gehabt, niemals hätte ich einen so schmachlichen Frieden geschlossen.“ Münnich war empört und entschlossen, den Krieg allein fortzusetzen. Am Hofe war man anderer Ansicht und schloß so eilfertig Frieden, daß Münnich, der eine von der Kaiserin unterzeichnete Vollmacht, Frieden zu schließen, besaß, gar nicht einmal gefragt wurde. Nie hätte er in die Herausgabe aller Eroberungen, sogar Mosow, gewilligt! Die Verhandlungen wurden dem im türkischen Lager vor Belgrad befindlichen französischen Gesandten bei der Türkei übertragen, der ausschließlich das Interesse der Türkei wahrnahm.

In Petersburg wurde der nachtheilige Friede großartig gefeiert und ungeheure Belohnungen vertheilt. Münnich erhielt eine lebenslängliche Pension von 5000 Rbl. Unzufrieden war allein er — weil er der Einzige war, der seinen Ehrgeiz darin setzte, das wahre Interesse Rußlands zu vertreten. Wie er gegen den leichtsinnigen Krieg gesprochen hatte, so war er gegen den leichtsinnigen Frieden.

Mit verdoppeltem Eifer warf er sich nun auf die Arbeiten zur Organisation der Armee und des gesammten Kriegswesens, damit Rußland für einen zukünftigen Krieg gerüstet sei. Durch das Vertrauen der Kaiserin gehoben, konnte er mit Aussicht auf vollen Erfolg wirken; doch sollte seine Thätigkeit nicht von langer Dauer sein: ein böses Geschick riß ihn vom Schauplatz seiner Thaten hinweg in zwanzigjährige Unthätigkeit und beraubte Rußland seines fähigsten Organisations, der im Stande gewesen wäre, Peters Werk fortzusetzen.

Im October 1740 erkrankte die Kaiserin. Zum Thronfolger war der im August dieses Jahres geborene Sohn der Prinzessin Anna und des Herzogs von Braunschweig Joan Antonowitsch ausersehen, aber weder war die Thronfolge geregelt, noch an eine Regentschaft gedacht worden. Der Kaiserin machte die hilflose Lage ihres Erben schwere Sorge, da sie ihre Nichte und deren Gemahl, bei dem leichtsinnigen und unselbständigen Charakter Beider, zur Regentschaft nicht geeignet hielt. Sie befürchtete, daß der Vater der Prinzessin, der Herzog von Mecklenburg, oder der wiener Hof einen zu großen Einfluß auf die Leitung der russischen Angelegenheiten erlangen könnten. Bald nach ihrer Erkrankung beauftragte sie Biron, Ostermann fragen zu lassen, was zu thun sei. Ostermann, der diesmal wirklich und nicht bloß, wie gewöhnlich in entscheidenden Augenblicken, aus Politik krank war, ließ sagen, man müsse den Prinzen Joan zum Thronfolger proclamiren und etwa einen Regentschaftsrath einsetzen, er werde das Manifest über die Thronfolge sofort abfassen, um es der Kaiserin vorzulegen. Gegen die Einsetzung eines Regentschaftscollegiums trat Biron entschieden auf. Als er Ostermanns Antwort erfuhr, wandte er sich an Münnich mit den Worten: „Haben Sie gehört, Herr Marschall, man will hier eine polnische Wirthschaft einführen!“ „Ich habe nichts davon gehört,“ erwiderte der gewandte Münnich. „Das ist ein Unsinn,“ fuhr jener fort, „steht im Widerspruch zum Charakter des russischen Volkes: Einer muß an der Spitze stehen, sonst giebt es nimmer Ordnung.“ Als die Cabinetminister außer Ostermann versammelt waren, bezeichnete der Großkanzler Fürst Czernascki den Herzog von Kurland als den unter den obwaltenden Umständen einzig geeigneten Regenten. Bestufshew, der noch von Mitau her stets in freundschaftlichen Beziehungen zu Biron gestanden hatte, äußerte sich in demselben Sinne und setzte hinzu:

eine Regentschaft der Prinzessin oder des Herzogs von Braunschweig wäre ein Unglück, ihnen gingen die nöthigen Eigenschaften ab, und sie würden das Reich fremden Einflüssen ausliefern; der Herzog von Kurland dagegen sei schon seit Langem mit allen Geschäften vertraut und kenne sie. In demselben Sinne äußerte sich der Oberhofmarschall Graf Loewenwolde. Nun stimmte auch Münnich zu, der bis dahin geschwiegen hatte. Sein Sohn bemerkt, sein Vater habe sich in der schlimmsten Lage befunden, in die ein Ehrenmann gerathen könne. Die Kaiserin habe von Allen stets unbedingte Unterwürfigkeit gegen ihren Günstling verlangt und nie ein gegen ihn gesprochenes Wort verziehen. Wenn die Kaiserin gesund geworden wäre, so wäre Jeder, der gegen Biron gesprochen hätte, ein verlorener Mann gewesen. Er glaubt damit bewiesen zu haben, daß sein Vater hier nicht anders, als gegen seine bessere Ueberzeugung habe handeln können — was nicht ohne Weiteres zugegeben werden kann. Keiner der von Biron verfolgten und gestürzten Männer hatte eine so tadellose Vergangenheit, einen so festen Charakter wie Münnich und stand in so hoher Achtung bei der Kaiserin wie er. Er hätte immerhin einen Widerspruch erheben können, ohne jene Folgen fürchten zu müssen. Da die Kaiserin aus Liebe zu Biron ihn vor der gefährlichen Stellung eines Regenten bewahren wollte, hätte Münnichs Widerspruch wohl den Ausschlag gegeben und Biron's Ernennung verhindern können.

Biron, der jene einmüthigen, nach einander abgegebenen Erklärungen angehört hatte, weigerte sich, die Regentschaft anzunehmen. Nun erklärte Münnich: im Interesse des Reiches müsse er dieses Amt übernehmen, der allgemeine Nutzen verlange das und er, Münnich, werde stets sein treuester Diener sein. Biron schlug dagegen vor, es sollten sämmtliche vornehmen Würdenträger berufen und die Frage von ihnen berathen werden. Bestushev übernahm es, eine solche gemeinsame Berathung zu veranlassen, und Münnich machte verschiedene einflußreiche Personen dem Plane geneigt. Nunmehr erklärte auch Ostermann, den Münnich von der Sachlage unterrichtet hatte, Biron's Regentschaft für die beste Lösung und fügte hinzu, wenn der Herzog fortfahre sich zu weigern, müsse man die Kaiserin bitten, ihn zur Annahme willig zu machen. Er übernahm es, der Kaiserin die Sache vorzutragen. Bei seiner Audienz, zu der er in Folge des Podagra in das Zimmer der Kaiserin getragen werden mußte, waren Biron und Czernaski zugegen. Ostermann legte das Manifest über die Thronfolge und das Testament über die Regentschaft vor. Das Manifest unterzeichnete die Kaiserin sofort. Als sie das Testament gelesen hatte, soll die Kaiserin zu Biron gesagt haben: „Ist das für Dich nöthig?“ und legte das Papier, weil sie die Sache überlegen wolle, unter ihr Kissen. Mehrere Tage vergingen in Ungewißheit.

Unterdessen hatten Bestushev und Czertaski die von Biron beantragte gemeinsame Berathung in der Weise abgehalten, daß sie ein an die Kaiserin gerichtetes Gesuch um Ernennung des Herzogs von Kurland zum Regenten von 190 der vornehmsten Würdenträger zu zwei und drei unterzeichnen ließen. Münnich unterzeichnete das Gesuch als einer der Ersten und sagte dem Herzog, als er ihn bald darauf traf: „Stets werde ich Ihnen zur Seite stehen und als ehrlicher Mann Sie unterstützen.“ Biron blieb den Verhandlungen fern; als er aber bemerkte, daß so viele Würdenträger in den Berathungsaal der Minister gebeten wurden, fragte er ausdrücklich, ob man einem Jeden auch volle Freiheit lasse, seine Meinung zu sagen und nach seiner Ueberzeugung zu handeln, worauf Bestushev mit „ja“ antwortete. Biron, der viel mit der Kaiserin allein war, behauptet, er habe die Kaiserin dringend gebeten, ihn nicht zum Regenten zu ernennen, aber jenes Gesuch der vornehmsten Würdenträger mit Münnichs Namen an der Spitze habe den Ausschlag gegeben. An einem der Tage vor der Entscheidung soll die Kaiserin zu Biron gesagt haben: „Du dauerst mich, Du wirst ohne mich kein Glück haben.“ Als ihr Zustand sich verschlimmerte, unterzeichnete sie das Testament in Biron's und Ostermann's Gegenwart. Nach der Unterzeichnung ließ sie das Testament in ihrem Juwelenschrein verschließen. Am 17. October nahm sie Morgens von den Prinzessinnen Anna und Elisabeth Abschied. Als später das Zimmer für die Anwesenden geöffnet wurde, erkannte sie Münnich und sagte: „Lebe wohl, Feldmarschall!“ Die Uebrigen erkannte sie nicht mehr. „Lebt Alle wohl!“ waren ihre letzten Worte — unter den Sterbegebeten verschied sie.

An ihrem Todtenbette wurde ihr Testament verlesen. Biron forderte die Prinzessin Anna und ihren Gemahl auf, näher heranzutreten, um den letzten Willen der Kaiserin zu vernehmen. Beide hörten die Verlesung schweigend an und zogen sich in ihre Gemächer zurück. Ioan Antonowitsch war Kaiser und Biron Regent und scheinbar auf der Höhe seiner Macht. Wonach er gestrebt, das hatte er erreicht. Es fragte sich nur, wie sicher seine Stellung sei.

Hatten auch die vornehmsten Würdenträger sich für ihn ausgesprochen, so war er doch schon als Fremder unpopulär und bei seinem herrischen und hochfahrenden Wesen, bei seinem Mißtrauen und Spionirsystem hatte er es nicht verstanden, sich Freunde zu erwerben. Sehr bald zeigte sich die Unzufriedenheit in Verschwörungen und Zettelungen; man äußerte: wozu ein Regent, wo die Eltern des Kaisers am Leben? Der Herzog von Braunschweig hörte solche Reden mit Vergnügen und bemerkte: ob wohl das Testament echt sei? Vom Regenten zur Rede gestellt, suchte er anfangs zu leugnen, dann entschuldigte er sich. Biron berief eine Versammlung aller

Würdenträger von Generalsrang — hier bekam der Herzog von Braunschweig bittere Dinge zu hören — schließlich mußte er seine Aemter und Chargen niederlegen. Obwohl die Prinzessin durch Liebenswürdigkeit den Regenten zu beschwichtigen suchte, zeigte er sich von Tag zu Tag rücksichtsloser.

Im Volke und bei den Soldaten hatte die Prinzessin Elisabeth als einzige überlebende Tochter Peters d. Gr. große Sympathien. Während der Regierung der Kaiserin Anna hatte sie sich still verhalten. Jetzt wurde sie thätig — sie zeigte überall das Portrait ihres Neffen, eines Großsohnes Peters d. Gr., ihre Kammerjunker sah man viel in der französischen Botschaft. Münnich hatte dem jungen Kaiser Treue gelobt und war entschlossen, sie zu halten. Er hielt es für seine Pflicht, die Prinzessin scharf überwachen zu lassen, und theilte die ermittelten Thatsachen dem Regenten mit, indem er ihn auf die Gefahr aufmerksam machte. Viron antwortete: „Niemand ist es verboten, die Portraits seiner Verwandten zu zeigen. Die Prinzessin wird nichts unternehmen — ihr Charakter ist nicht danach, und Herr Marschall, das wissen Sie so gut wie ich, wenn sie etwas unternehmen wollte, so braucht sie sich nicht an eine fremde Botschaft zu wenden — hoch und niedrig würden ihr zujauchzen.“ Ernst erwiderte der Feldmarschall: „Was das Volk denkt, weiß ich nicht, das Heer wird seinem Kaiser treu bleiben!“ Worauf Viron: „Nicht auf Ihr eigenes Regiment können Sie sich verlassen.“ Nach Viron hat Münnich damals vorgeschlagen, der Regent solle die Prinzessin Elisabeth in ein Kloster schicken, wenn auch nur auf einige Zeit. Viron wies diesen Vorschlag entschieden zurück. Daß dieser Vorschlag damals wirklich gemacht worden sei, ist sehr wahrscheinlich. Daraus findet denn auch die Erbitterung der Kaiserin Elisabeth gegen Münnich ihre Erklärung.

Jetzt war es Münnich klar: Viron suchte sich für den Fall einer Umwälzung zu sichern und sei bereit, um sich zu erhalten, eventuell sein Mündel zu opfern. Auch Münnich hat wohl die Machtfrage und die Sicherheit seiner Stellung erwogen, und sein unbezähmbarer Ehrgeiz sagte ihm, er selbst könne der Leiter des Reiches sein. So brach er innerlich mit dem Regenten.

Am 8. November besuchte Münnich die Prinzessin Anna. Sie kam ihm mit Thränen in den Augen entgegen: „Ich kann die beständigen Kränkungen nicht länger ertragen. Ich will fort von hier mit meinem Manne und meinem Sohne.“

„Ja, Sie haben nichts Gutes vom Regenten zu erwarten. Aber verlassen Sie sich auf mich, ich werde Sie schützen.“

„Herr Marschall — schaffen Sie mir nur die Erlaubniß, mit meinem Kinde das Reich verlassen zu dürfen.“ Ein solcher Schritt wäre einer Abdankung gleich gekommen, zugleich hätte Münnich jede Selbständigkeit eingebüßt. Das

trieb ihn zum sofortigen Handeln. Er suchte die Prinzessin zu beruhigen und versicherte, er werde sie vom Regenten befreien und sie zur Regentin machen.

Am selben Tage speiste er mit seiner ganzen Familie und den Mengden beim Regenten, mit dem er überhaupt in naher Verbindung stand. Der Herzog war trübe und nachdenklich gestimmt. Nach dem Diner fuhr Münnich fort, bestellte seinen Adjutanten zu 2 Uhr Nachts, benachrichtete die Prinzessin, sie möge sich in der Nacht bereit halten, und fuhr, wie er versprochen, zum Souper wieder zum Regenten. Dessen Nachdenklichkeit und Unruhe machten ihn stutzen, besonders aber die Frage, die jener an ihn richtete: „Haben Sie, Herr Marschall, in Ihren Feldzügen je des Nachts etwas Wichtiges unternommen?“ Münnich überwand seine Betroffenheit und erwiderte: „Ich beginne mich nicht gleich — aber mein Grundsatz ist, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen.“ Um 11 Uhr trennte man sich. Um 2 Uhr Nachts fuhr Münnich mit seinem Adjutanten Obristlieutenant Manstein ins Winterpalais, ließ durch die Baronesse Juliane Mengden die Prinzessin wecken. Als sie erschien, wurden die wachhabenden Offiziere vom Regiment Preobraschenski gerufen; die Prinzessin sagte ihnen: sie könne die Kränkungen des Herzogs nicht länger ertragen und fordere sie auf, den Regenten zu verhaften. Die Offiziere erklärten sich bereit, dem Feldmarschall, ihrem Obristlieutenant, zu folgen. Das Regiment Preobraschenski hatte auch beim Herzog die Wachen. Die Offiziere der dortigen Wachen erklärten sich gleichfalls bereit, bei der Verhaftung thätig zu sein. Münnich übertrug Manstein die Verhaftung mit der Weisung, im Falle des Widerstandes den Herzog niederzustößen. Manstein ging durch die Wachen und aufs Gerathewohl zum Schlafzimmer; die Diener ließen ihn passieren, weil sie glaubten, er komme auf Befehl des Regenten. Die Schlafzimmerschür war verschlossen, aber der Kiegel nicht eingeschoben; er sprengte die Thür. Der Herzog und die Herzogin lagen im tiefsten Schlafe. Er weckte den Herzog und hielt ihn so lange fest, bis auf sein und des Herzogs Geschrei die Wachen kamen, die den Herzog knebelten; in einen Soldatenmantel gewickelt, wurde er in Münnichs Kutsche ins Palais gebracht. Manstein eilte, des Herzogs Bruder Gustav Biron zu verhaften, was gefährlicher war, da derselbe bei seinem, dem Ismailowschen Regimente beliebt war — aber doch gelang.

Die Prinzessin erließ ein Manifest, in dem sie sich zur Regentin erklärte und sich den Titel Großfürstin beilegte. Münnich, der sie zur Regentin erhoben hatte, schien auf dem Gipfel seiner Macht angelangt. Er war sich bewußt, im Interesse der Sache und in Erfüllung seiner Pflicht gehandelt zu haben. Er fühlte in sich die Kraft, die Interessen des Reiches würdig zu vertreten. In den Menschen um sich sah er Leute, die vor Allem ihr persönliches Interesse im Auge hatten und eventuell bereit waren, Alles

demselben aufzuopfern. Die Situation, die er geschaffen hatte, sollten Andere nicht ausbeuten, darum wollte er der eigentliche Regent sein. Sein Ehrgeiz begnügte sich nicht mit maßgebendem Einfluß, er wollte auch die äußere Stellung haben — und daran scheiterte er. Zunächst schuf er sich durch seinen Ehrgeiz überall Feinde.

Die Stellung eines Generalissimus der russischen Armee, die er beanspruchte, verließ die Prinzessin ihrem Gemahl. Im Ufaße, den Münnich ausfertigte, war gesagt, daß Münnich, obgleich er wegen seiner großen, dem Reiche geleisteten Dienste auf diese Stelle wohl hätte Anspruch machen können, zu Gunsten des Vaters des Kaisers darauf Verzicht geleistet habe. Daß er diese Worte, die den Herzog von Braunschweig auf das Tiefste verletzen mußten, veröffentlichen ließ, zeigt die Unbezähmbarkeit seines Ehrgeizes. Obwohl Untergebener des Herzogs, blieb Münnich Chef des Heerwesens und ließ es den Herzog fühlen, indem er Wichtiges selbst entschied und Kleinigkeiten ihm zur Entscheidung übersandte, ja in der ersten Zeit ihm nur Privatbriefe und keine officiellen Unterlegungen schrieb, bis es ihm von der Regentin vorgeschrieben wurde.

Münnich ließ sich zum Premierminister ernennen und Ostermann zum Generaladmiral, den Fürsten Czernaski zum Großkanzler, beanspruchte aber kraft seines Amtes die oberste Leitung sowohl der äußeren, als der inneren Angelegenheiten. Hierdurch machte er den schon ohnehin eifersüchtigen Ostermann, der bisher allein die diplomatischen Angelegenheiten geleitet hatte, zum unverföhnlichen Feinde und brachte ihn in eine Lage, aus der jener nur durch Münnichs Sturz sich befreien konnte. Ostermann brachte den Großkanzler Fürsten Czernaski gegen Münnich auf, nährte die verletzte Eitelkeit des Herzogs von Braunschweig und setzte es durch, daß sowohl er wie der Großkanzler die äußeren und inneren Angelegenheiten unabhängig vom Premierminister verwalteten. Die Prinzessin, ihrer Stellung durchaus nicht gewachsen, war von Natur arbeitscheu, kleinlich, hatte keinen Sinn für Staatsgeschäfte, um so weniger war sie im Stande, dieselben groß aufzufassen. Münnich, der als Premiermeister ihr die Sachen vorzulegen hatte, wurde ihr besonders unbequem. Dazu kam noch Mißtrauen. Biron, der in Schlüsselburg vor einer Commission sich zu verantworten hatte, hatte ausgesagt: er habe sich gegen die Uebernahme der Regentschaft gesträubt, und nur Münnichs dringende Vorstellungen hätten ihn vermocht, seinen Entschluß zu ändern. Nie habe er erwarten können, daß der ihn stürzen würde, den er für seinen Freund hielt. Er gab zu verstehen, daß Münnich im Stande sei, auch Andere zu stürzen.

Münnich in seiner damaligen Stellung hätte wohl vermocht durchzusetzen, daß man in Rußland mit dem bisherigen Gebrauch, gestürzte

Minister nach Sibirien zu verbannen, brach und den Herzog in sein Herzogthum ziehen ließ — aber rücksichtslos dachte er nur daran, die gefallene Größe für immer unschädlich zu machen und entwarf selbst den Plan zu Biron's Gefängniß in Pelym, ohne zu ahnen, wie bald das von ihm gegebene schlimme Beispiel Nachahmung finden und wie bald er selbst nach Pelym wandern sollte!

Als Biron gestürzt und seine Güter eingezogen wurden, zog Friedrich II. die Grafschaft Wartenberg ein, die Biron mit eigenem Gelde gekauft hatte, und verließ sie Münnich und der — nahm sie an! Die Nemesis folgte auf dem Fuße.

Die Entscheidung brachten die Complicationen der großen Politik. Seitdem Oesterreich im Türkenkriege Rußland so schönede im Stich gelassen hatte, erkalteten die Beziehungen zwischen beiden Staaten. Der österreichische Botschafter Marquis Botta war abberufen worden und hatte keinen Nachfolger erhalten. Doch galten Rußland und Oesterreich formell noch als Verbündete. Preußen stand, seit Friedrich Wilhelm I. durch den Abschluß eines Bündnisses mit Peter d. Gr. im Jahre 1720 die große Coalition Oesterreichs, Englands, Frankreichs, Polens und Dänemarks gegen Rußland gehindert hatte, gleichfalls im Bunde mit Rußland — im Falle eines Krieges sollte ein Hilfscorps von 6000 Mann gestellt werden. Carl VI. war gestorben (20. October 1740). Nach Biron's Sturz sandte Friedrich d. Gr. den Major Winterfeld — der Münnich verschwägert war — als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg und erlangte es, daß bei Erneuerung des Vertrages 16. Dec. 1740 das zu stellende Hilfscorps auf 12,000 Mann normirt wurde. Dann rückte er in Schlesien ein. Gleich darauf erkrankte Münnich so heftig, daß man von Vergiftung sprach; seine Krankheit dauerte über einen Monat. Unterdeß waren der österreichische Gesandte Marquis de Botta und als sursächsischer der Graf Lynar in Petersburg eingetroffen.

Was damals beim Ausschluß der Prinzessin und ihres Gemahls von der Regentschaft geltend gemacht worden war, der Herzog von Braunschweig würde völlig unter dem Einflusse der wiener Hofburg stehen, geschah jetzt. Botta, dem der schöne Graf Lynar, in den die Prinzessin schon früher einmal verliebt war und der damals Petersburg hatte verlassen müssen, secundirte, verstand es, die Prinzessin ganz auf Oesterreichs Seite zu bringen, und malte der Prinzessin Alles in rosigem Lichte. Oftermann und die übrigen Cabinetminister stimmten zu aus Antagonismus gegen Münnich. Mit Oesterreich wurde ein Vertrag geschlossen, in dem Oesterreich ein Hilfscorps versprochen wurde. Als Münnich wiederhergestellt vom Abschlusse des Vertrages erfuhr, erklärte er: „Ich verabscheue einen Vertrag, der die Unterdrückung

einer Macht bezweckt, die Rußlands und Peters d. Gr. getreuester Bundesgenosse gewesen ist. Oesterreich dagegen hat uns im letzten Türkenkriege verlassen.“ Durch geringe Opfer könne Maria Theresia den König von Preußen in einen Freund verwandeln. Rußland bedürfe des Friedens, um im Inneren Ordnung herzustellen. Es sei unverantwortlich, jetzt, wo ein Krieg mit Schweden drohe und eben ein Bündniß mit Preußen unterzeichnet sei, einen Krieg in Deutschland anzufangen.

Er hatte Recht: Rußland hatte kein Interesse am österreichischen Bündnisse. Wie er damals allein ein Gegner des Rußland ungünstigen Friedens gewesen war, so war er es allein, der im wahren Interesse Rußlands gegen dieses Bündniß sprach. Allein Oftermann hatte ihn aus eigensüchtigen Motiven verlassen, und die verblendete Regentin wollte von nichts hören und ließ ihn wiederholt fühlen, er sei ihr unangenehm. Münnich reichte seinen Abschied ein, erwartete aber wohl nicht, daß er angenommen würde, denn auf die Bemerkung der Prinzessin, warum er den Dienst verlassen wolle, sein Rath könne ihr ja doch nützlich sein — drang er sofort in sie, jenes Bündniß nicht abzuschließen, was kalt abgewiesen wurde. Er erhielt seinen Abschied. Doch zitterte die Regentin vor ihm. So lange Münnich in Petersburg war, ließ sie die Wachen verdoppeln und wechselte ihr Schlafzimmer täglich. Sie war so verblindet, nicht zu begreifen, daß ihr von ganz anderer Seite Gefahr drohte und daß nur Münnichs Energie und Wachsamkeit sie vor dieser hätte schützen können.

Man verlieh Münnich eine Pension von 15,000 Rbl. Er ging auf sein Gut und beabsichtigte nach Preußen überzusiedeln, wo Friedrich d. Gr. ihn mit offenen Armen empfangen hätte, doch schob er die Abreise auf von Monat zu Monat, bis es zu spät war und er in den Sturz des braunschweigischen Hauses verwickelt wurde.

Viron hatte die Stimmung in Rußland richtig beurtheilt, als er sagte: die Prinzessin Elisabeth habe es in der Hand, jeden Augenblick eine Umwälzung zu bewirken: der Tochter Peters d. Gr. würden Alle zufallen. Es kam nur auf den Entschluß an. Auch darin hatte er Recht, daß die Prinzessin ihrem Charakter nach von selbst nicht zum Entschlusse gekommen wäre. Nun wurde aber das Bündniß mit Oesterreich, das gegen die Interessen des Reiches war, dem braunschweigischen Hause verhängnißvoll. Frankreich und Schweden lag Alles daran, Oesterreich und Rußland zu trennen. Daher beschaffte der französische Gesandte, der Marquis de la Chetardie, das nöthige Geld, und seine und des schwedischen Gesandten Intriguen drängten die Prinzessin zum Entschlusse.

In der Nacht vom 24. auf den 25. November 1741 wurde die Regentin, ihr Mann und der unmündige Kaiser verhaftet und die Prinzessin

Elisabeth zur Kaiserin ausgerufen. Zugleich wurden Münnich, Ostermann und der Kammerpräsident von Mengden und Andere verhaftet.

Das Gericht, das über sie gehalten wurde, war, wie der russische Historiker Kostomarov sagt, ein himmelschreiendes Beispiel von Ungerechtigkeit. Schon Karamsin hat es ausgesprochen: Münnich und Ostermann seien nie größer gewesen, als da sie auf dem Schaffot standen. Münnich konnte man weniger Vorwürfe machen, als irgend wem. Sein Verbrechen bestand darin, daß er der Regierung, der er geschworen hatte, Treue hielt. Selbst wenn man die Mächthaber treffen wollte — er gehörte gar nicht mehr zu ihnen.

Vorsitzender des Gerichts war der Fürst Trubezkoi, der zwei Mal durch seine Nachlässigkeit im Kriege der Armee großen Schaden zugefügt hatte. Münnich schloß seine Vertheidigung mit den Worten: „Vor dem Richtersthule des Allerhöchsten wird meine Vertheidigung bessere Aufnahme finden, als vor Eurem. Nur eins werde ich mir nie verzeihen, daß ich Dich (sich an Trubezkoi wendend), der Du des Unterschleifs überführt warst, nicht habe aufhängen lassen.“ Die Kaiserin Elisabeth war hinter einem Schirme beim Verhör anwesend — sie befahl das Verhör abzubrechen und Münnich abzuführen. Das Urtheil lautete auf Tod, für Ostermann durch das Rad, für Münnich durch Viertelung.

Am 18. Januar 1742 war auf Wassili-Ostrow vor dem Gebäude der 12 Collegien ein Schaffot errichtet. Aus der Festung kam der Zug der Verurtheilten, Ostermann, der in Folge geschwollener Füße nicht gehen konnte, auf einem Bauereschlitten, die übrigen zu Fuß. Nur Münnich ungebeugten Muthes im rothen Feldmarschallmantel: er hatte dem Tode oft genug ins Auge geschaut, er ging ihm furchtlos entgegen.

Ostermann mußte seiner kranken Füße wegen auf das Schaffot getragen werden. Es wurde ihm ein langes Urtheil verlesen, er war verurtheilt gerädert zu werden, aber die Kaiserin hatte ihn zur Enthauptung begnadigt; schon hatte er seinen Kopf auf den Block gelegt, der Henker knöpfte den Kragen seines Schlafrockes auf, ergriff das Beil, da verlas der Secretär: er sei zur Verschickung begnadigt. Münnich betrat noch festen Schrittes das Schaffot. Dann wurden Alle, Solowkin, Mengden, Löwenwolde, Timiräsew, Jakowlew, in die Festung zurückgebracht.

Münnichs Sohn war mit angeklagt worden; da man gegen ihn nichts einem Verbrechen Aehnliches ausdenken konnte, wurde er freigesprochen, aber aller seiner Würden beraubt und nach Wologda verbannt.

Die Güter der Verbannten wurden eingezogen. Ihre Gemahlinnen hatten die Wahl, sie zu begleiten, oder zurückzubleiben — alle wählten das erstere.

Fürst Schachowskoi, der die Verbannten abzufertigen hatte, sagt, nachdem er den auf seinem Schmerzenslager stöhnenden Ostermann und

dessen weinende Gemahlin abgefertigt hatte: „Als ich mich in das Gefängniß begab, wo der einstige Held und jetzt Allerunglücklichste sich befand, erwartete ich einen von Kummer und Verzweiflung niedergedrückten Mann zu finden, und sah die gebietende Gestalt, den kühnen Blick und die feste Haltung, die ich wiederholt im Pulverdampf der Schlacht bewundert hatte. Dieser Heldemuth und diese Festigkeit im Unglück entzündeten in mir das Verlangen, ihm meine überflüssige Hochachtung zu beweisen; da es aber unpassend gewesen wäre und mich elend machen konnte, so unterdrückte ich meine Gefühle und waltete meines Amtes wie bei den Anderen. Nachdem ich ihm sein Schicksal eröffnet, erbat er sich als einzige Gnade, daß es seinem Hausprediger gestattet werde, ihn zu begleiten — was gewährt wurde. Seine Gemahlin erwartete ihn, ihren Schmerz kraftvoll unterdrückend, reisefertig und mit einem Korbe mit den nöthigsten Geräthen in der Hand.

Münnich war nach Pelym verbannt, an den Ort, wohin vor einigen Monaten Biron verschickt worden war, um sein Leben daselbst zu beschließen. Auf dem Wege begegneten sich die Beiden, da Biron zurückgerufen und ihm Jaroslaw zum Wohnsitz angewiesen war. Sie erkannten sich, zogen die Hüte und fuhren weiter aus einander. In Pelym, einer elenden Befestigung mit 60 Hütten, wohin alle Lebensmittel von weit her gebracht werden mußten, wartete Münnichs nicht nur Verbannung, sondern enge Gefängnißhaft. Das Haus, in dem er lebte, stand in der hölzernen Festung; den Hof, ein Quadrat von 70 Schritten, durfte er nicht verlassen, zu seinem Unterhalte wurde täglich 1 Rbl. für ihn, 1 Rbl. für seine Gemahlin und 1 Rbl. für sein Gefinde an den wachhabenden Offizier bezahlt. Dieser verwaltete die Kasse. Münnich legte sich im Hofe einige Beete an, die er selbst bestellte. Die Sämereien erhielt er von einem Gärtner in Petersburg, sie waren in Zeitungsblätter gepackt, so erhielt er ein- bis zweimal im Jahre einige Nachrichten von der Außenwelt. Sein Hausprediger Martens war ihm freiwillig in die Verbannung gefolgt. Zweimal täglich wurde eine Andachtsstunde gehalten, an der die deutschen Bedienten theilnahmen. Nach 7 Jahren starb sein treuer Freund, tief betrauert. Seitdem leitete Münnich selbst die Andachten. In dieser 20-jährigen Gefangenschaft hielt er Einkehr in sich. Er gesteht, daß er viel zu sehr weltlicher Eitelkeit nachgestrebt und erst im Unglück Gott wahrhaft erkannt und in ihm Frieden und Ruhe gefunden habe. „Ich hatte mich von Christo entfernt und hörte auf seine Stimme nicht, aber er, der Barmherzige, hat mich aus dem Sündenschlafe erweckt. In Pelym habe ich gelernt, lieber mit Lazarus in Armuth, als mit den Reichen herrlich und in Freuden zu leben.“ Er verlor nie den Muth, aber die Unthätigkeit war ihm unerträglich und ließ ihn immer aufs Neue den vergeblichen Versuch machen, von der Kaiserin seine Begnadigung zu erlangen. „Ich will keine Ehren,

ich will nur die Möglichkeit, thätig und Rußland nützlich sein zu können mit dem, was ich verstehe.“ Er demüthigte sich vor Bestushev, er bekannte, es sei Unrecht von ihm gewesen, daß er dessen Verurtheilung und Verbannung zugestimmt habe. Alles war vergebens. So rücksichtslos er gegen Biron verfahren war, eben so rücksichtslos verfuhr man gegen ihn. Nie hätte Bestushev, der damals gerade erfolgreich damit beschäftigt war, den Grafen L'Estocq, dessen Energie hauptsächlich die Kaiserin ihren Thron verdankte, zu stürzen und nach Sibirien zu verschicken, eingewilligt, irgend Jemanden zurückzurufen, in dem er im Entferntesten einen Rivalen sehen konnte. Als Münnich auf seine Gnadengesuche keine Antwort erhielt, bat er um die Erlaubniß, Verbesserungsvorschläge machen zu dürfen. Er bewies in ihnen seine genaue Kenntniß z. B. der bestehenden Festungen, des Canalwesens. Die Vorschläge waren so abgefaßt, daß aus ihnen hervorging, zur Ausführung des Planes sei seine Kenntniß der Sache und seine Thätigkeit erforderlich. Seine Briefe gehen bis 1746 — dann findet sich noch einer von 1749. Schließlich wurde verboten, ihm überhaupt Papier zu geben. Pastor Martens war 1748 gestorben, aus dessen Nachlaß hatte er Papier erhalten. Das benutzte er, um im Laufe der Zeit verschiedene Verbesserungsvorschläge und Denkschriften zu verfassen — doch verbrannte er Alles, als der wachhabende Offizier, dem er vorwarf, er verwalte seine Kasse schlecht, mit Denunciation wegen unbefugten Schreibens und mit dem слово и дѣло¹ drohte.

Nach zwanzigjährigem vergeblichem Flehen und Harren, gegen Ende des Jahres 1761, kam die Nachricht nach Pelm, die Kaiserin Elisabeth sei gestorben und Peter III. habe den Thron bestiegen. Es vergingen Wochen banger Erwartung. Endlich am 1. Febr. 1762 traf der Courier in Pelm ein. Münnich hielt gerade die Morgenandacht, seine Gemahlin winkte dem mit der Freudenbotschaft Hereinstürzenden zu, die Andacht nicht zu stören. Nach Beendigung der Andacht erhielt Münnich die ersehnte Nachricht. Das Erste war ein Dankgebet zu Gott dem Herrn. Nach acht Tagen brach Münnich auf, so lange dauerten die Vorbereitungen.

In schlechten Schlitten, bei schlechten Wegen reiste der 79jährige Greis mit seiner Gemahlin 25 Tage und Nächte, ohne zu rasten. Von Moskau, wo ihn die Gräfin Apraxin aufnahm, war seine Reise ein Triumphzug, von allen Seiten strömten seine ehemaligen Untergebenen herbei, um ihn zu begrüßen. Drei Meilen vor Petersburg kam ihm sein einziger Sohn und dessen 20jährige Tochter, die Baronin Bietinghoff, mit ihrem Manne entgegen, die ihm von Riga aus entgegengeeilt war.

¹ Wort und That! ein Ausdruck, der bei der Anklage eines schweren Verbrechens gebraucht wurde.

Büsching, der ihn damals zum ersten Mal erblickte, schildert ihn folgendermaßen: „Er ist ein kräftiger hochgewachsener Greis, von schönem Wuchs, der die ganze feurige Lebhaftigkeit seiner Natur sich erhalten hat. Sein durchdringender Blick und sein Gesichtsausdruck ist achtungsgebietend. Seine Stimme ist die eines Befehlshabers.“

Der Kaiser hatte ihm den Rang des Feldmarschalls zurückgegeben. Als Münnich erschien, um seinen Dank abzustatten, und der Kaiser ihn fragte: ob ihm sein Alter und seine Kräfte den Dienst fortzusetzen gestatteten — ergriff ihn die Größe des Augenblicks und die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche und machte ihn beredt:

„Gott hat Ew. Majestät zum Monarchen gesetzt über ein Reich, dessen Grenzen noch nicht gemessen, über ein Volk, dessen Zahl noch nicht bestimmt ist, über ein Volk, dem an Ausdauer keines in Europa gleicht. Gott hat aber auf Ew. Majestät Schultern eine große Bürde gelegt; denn es gilt die Vollendung dessen, was Peter der Große unvollendet ließ. Erstaunlich waren die Arbeiten dieses Monarchen. Zu Allem, was wir Großes in Rußland sehen, zu Allem hat er den Grund gelegt. Aber wie Vieles ließ nicht sein früher Tod unausgeführt! Diese Ausführung blieb Ew. Majestät überlassen, und hiezu brauchen Sie die Hilfe treuer und geschickter Männer. Ich verließ mein Vaterland, um Ihrem großen Ahnherrn zu dienen, und ich darf mich seines Vertrauens rühmen. Der Tod hat ihn zu früh entrisen, und ich bin in Finsterniß hinabgesunken. Ew. Majestät haben mich wieder ans Licht gezogen, und mit Freuden widme ich meine letzten Lebens-tage dem glorreichen Dienste von Rußlands hohem Beherrscher. Denn nicht die lange Verbannung, nicht die sibirische Kälte haben das Feuer gedämpft, das zu Rußlands und seiner Beherrscher Ruhm stets in meinem Inneren gebrannt hat.“

Am Abend dieses Tages war er zu Hofe geladen. Der Kaiser, der Biron an den Hof gerufen hatte, um ihn in sein Herzogthum wieder einzusetzen, wollte beide Männer versöhnen. Die beiden Gegner sahen sich hier auf einem sehr veränderten Schauplatz wieder, nur ihr Groll war derselbe geblieben. Alles um sie war ihnen fremd, sie glichen erstandenen Schatten der Vorzeit. Peter rief sie zu sich und forderte sie auf, das Vergangene zu vergessen und zu vergeben. Beide verbeugten sich stumm, es wurden drei Pokale gebracht, der Kaiser ergriff den einen, die beiden anderen wurden jenen gereicht; als angestoßen werden sollte, wurde der Kaiser abgerufen. Die Beiden standen mit den Gläsern in der Hand und sahen unverwandt nach der Thür, durch die der Kaiser verschwunden war, maßen sich mit Blicken, stellten, ohne ein Wort zu sagen, die Gläser hin und drehten sich den Rücken zu. Biron konnte nicht vergessen, daß jener ihn gestürzt und

seine 20jährige Verbannung verursacht, und Münnich wollte sein Unrecht nicht eingestehen. Sie standen sich auch jetzt noch im Wege, ein Geldinteresse trennte sie. Biron hatte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg für 370,000 Thaler gekauft. Als bei seinem Sturze seine Güter in Rußland eingezogen und confiscirt wurden, hatte Friedrich II. das benutzt, um auch diese schlesische Herrschaft ohne jeden Rechtsgrund einzuziehen und dies unrecht Gut Münnich zu schenken. Als jener ein Jahr später nach Sibirien wandern mußte, hatte er es für ihn verwalten lassen. Jetzt kehrten Beide aus der Verbannung zurück und machten Beide Anspruch auf die Herrschaft. Der König von Preußen, der durch seine Willkürmaßregel diesen Streit hervorgerufen, der legte ihn bei. Biron behielt die Herrschaft und zahlte Münnich 25,000 Thl. Ab. für Meliorationen, 50,000 Thl. für zugekaufte Güter; Münnich erhielt noch die für ihn aufbewahrten Einnahmen mit 12,000 Thl.

Münnich war in den kaiserlichen Rath berufen, aber auf seinen Rath wurde nicht gehört und seine Warnungen waren vergebens. Er warnte vor dem dänischen Kriege, an dem Rußland kein Interesse habe, der das Heer ins Verderben führen müsse; er warnte vor der Einführung preussischer Uniformen bei der Armee; er billigte nicht die Bevorzugung alles Deutschen, weil er sah, daß man das Gefühl des Volkes verletze, vergebens, der Kaiser zeigte sogar eine gewisse Kälte, wenn Münnich seine Meinung rückhaltslos aussprach.

Der Kaiser hatte Münnich ein eingerichtetes Haus geschenkt und der Gräfin 200 Imperiale zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit übersandt. Sie war glücklich im Schooß ihrer Familie und über die Anerkennung, die ihrem Gemahl von Seiten des Kaisers und der Gesellschaft zu Theil wurde, aber die erlebten Schicksale ließen sie zittern für den Bestand ihres Glückes. Alles das hatte sie schon einmal erlebt und dann den jähen Sturz. Sie erschraf jedes Mal, wenn eine Thür geöffnet wurde, sie zitterte, daß die Katastrophe sich wiederhole. Und ihre Furcht war nicht grundlos, man trieb einer Katastrophe entgegen.

Am verhängnißvollen 28. Juni 1762 befand sich Münnich in der Umgebung des Kaisers, als die Nachricht eintraf: die Kaiserin habe in der Nacht Peterhof verlassen und sei in Petersburg zur Kaiserin ausgerufen. Der Kaiser hatte den Kanzler Woronzow zu Unterhandlungen abgeschickt. Alle hatten den Kopf verloren. Münnich allein war fest und unerschrocken und zeigte den Weg zur Rettung. Er sagte dem Kaiser:

„Majestät, Woronzow wird nicht wiederkommen; gegen uns sind 20,000 Mann, und wir haben 800 Holsteiner und vielleicht einige Bauern. In Kronstadt ist Rettung und Sieg, dort finden wir eine zahlreiche Besatzung und eine Flotte. Haben wir Kronstadt, so haben wir die Macht, Petersburg zu unterwerfen.“

General Kiewers wurde nach Kronstadt abgesandt; nach einigen Stunden kehrte sein Adjutant zurück mit der Nachricht, Kronstadt sei dem Kaiser getreu und erwarte ihn mit Ungeduld. Münnich drang auf sofortige Abfahrt, aber nun wollte Peter III. nichts davon wissen und gedachte sich zu vertheidigen. So verging die günstige Zeit. Als am Abend die Nachricht kam, die Kaiserin ziehe heran, stürzte Alles in wilder Flucht zu den bereit gehaltenen Jachten. Münnich suchte vergebens die Ordnung aufrecht zu erhalten. Unterdeß hatte sich aber in Kronstadt Alles geändert, denn auch die Kaiserin hatte eine umsichtige Beratherin, die Fürstin Daschkow, die auf die Nothwendigkeit, sich Kronstadts zu versichern, aufmerksam machte. Die Kaiserin sandte den Admiral Telysin dahin ab, dem gelang es, durch Ueberredung und Freigebigkeit die ganze Garnison auf seine Seite zu bringen und den General Kiewers zu verhaften. Als die Jachten in Kronstadt Anker geworfen hatten und man eben ans Land gehen wollte, erscholl der Ruf: „Wer da?“ „Der Kaiser.“ „Es giebt keinen Kaiser, nur eine Kaiserin!“ Nun rief Gudowitsch dem Kaiser zu, ans Land zu springen, Niemand werde wagen, auf ihn zu schießen. Peter III. zog sich in die Kajüte zurück; da man zu schießen drohte, wurden die Ankertaue gefappt. Der Ruf: „Es lebe Catharina!“ folgte ihnen. Münnich stand auf dem Verdeck und schaute schweigend in den Sternenhimmel. Als man aus dem Bereich der Kanonen war, fragte man: „Wohin?“ Der Kaiser berief Münnich: „Feldmarschall, ich hatte Unrecht, Ihrem Rathe nicht gleich zu folgen. Was rathen Sie jetzt?“ „Nach Reval zu schiffen, um die dortige Flotte zu erreichen. Ein Kriegsschiff führt uns nach Preußen, wo Ihre Armee ist, und an der Spitze von 80,000 Mann kehren wir nach Rußland zurück. Ich gebe Ihnen mein Wort, ehe sechs Wochen vergehen, führe ich Sie siegreich wieder in Ihr Reich ein.“

Die Hofdamen und Höflinge riefen: „Nach Reval zu rudern, das halten die Schiffer nicht aus!“ „Wir rudern Alle mit!“ erwiderte Münnich. Aber auch diesmal drang sein Rath nicht durch. Die Hofleute stellten dem Kaiser vor, es sei besser, sich zu versöhnen, als zu kämpfen. Der Kaiser ließ sich überreden und befahl nach Oranienbaum zu fahren. Hier erfuhr er, daß die Kaiserin nahe sei und schloß sich in sein Zimmer ein, schrieb einen Brief, in dem er sich bereit erklärte abzukanken. Als die holsteinschen Truppen sich bereit erklärten, für ihn zu sterben, befahl er ihnen aus einander zu gehen und die Waffen niederzulegen. Noch einmal erhob Münnich seine Stimme: „Nehmen Sie ein Crucifix, stellen Sie sich an die Spitze der Truppen, um als Kaiser zu sterben.“

Umsonst — Peter beharrte bei dem Entschluß. Er hatte sich selbst verlassen und seinen Untergang besiegelt.

Als Peter sich in die Gefangenschaft begeben hatte — ging Münnich zu Catharina. Kühn trat er vor sie. Er wurde mit den Worten empfangen:

„Sie wollten gegen mich kämpfen?“

„Majestät! ich wollte mein Leben für den Fürsten hingeben, der mir die Freiheit wiedergegeben hat. Allein für Eure Majestät zu sechten, das ist jetzt meine Pflicht, und mit gleicher Treue werde ich sie erfüllen.“

Die Kaiserin dachte zu groß und war zu klug, um ihm seine Pflichterfüllung zum Verbrechen zu machen, ja sie gestattete es, daß er nach Peters Tode ein viertel Jahr hindurch am Hofe in Trauer erschien.

Seine Beziehungen zur Kaiserin gestalteten sich bald zu freundschaftlichem Verkehr. Sie ließ sich gern von seinem Lieblingsplan aus der Zeit des Türkenkrieges, der Vertreibung der Türken aus Europa, unterhalten und lauschte gespannt seinen hochfliegenden Plänen. So hat auch Münnich seinerseits in der Kaiserin die Begierde nach Kriegsruhm und die Sucht nach Eroberungen wachgerufen.

Er strebte danach, der Fortsetzer Peters d. Gr. zu sein, und erbat sich die Ernennung zum Chef „der baltischen Häfen, des Ladogacanal und der Stromschnellen“. Die Ernennung erfolgte, doch nicht in dem gewünschten Umfange und nicht mit den gewünschten unbeschränkten Vollmachten und Mitteln.

In seinen Briefen an die Kaiserin treten sein Ehrgeiz und sein Selbstbewußtsein scharf hervor. Er wollte keine Hindernisse kennen. Alles, was Peter oder er einmal geplant hatten, sollte in großartigem Stile durchgeführt werden, es koste, was es wolle. Seine Energie war dieselbe geblieben, aber es gelang ihm nicht, seine Pläne durchzuführen. Die Kaiserin verlangte, es müsse der Beweis geführt werden, daß das Unternehmen nicht nur großartig, sondern unter den gegebenen Verhältnissen auch das Praktischste und Nützlichste sei. Solche Erwägungen suchte Münnich durch Schlagworte zu beseitigen. Die Kaiserin aber blieb bei aller Rücksicht und Liebeshwürdigkeit gegen ihn vorsichtig. So kam es, daß er die großen Summen zum Ausbau des Hafens von Baltischport, die er beanspruchte, nicht erhielt und dieses Werk daher nicht vollenden konnte. Obwohl unermüdlich beschäftigt, fühlte er, daß man ihn eben nur zum Schein gewähren lasse. Aus solchem Gefühle heraus sprach er dann wohl die Absicht aus, Rußland zu verlassen und sein Leben in seiner Heimath zu beschließen. Er ließ in Neuenhuntorf das Gutsgebäude umbauen, ein Haus in Oldenburg kaufen und einrichten.

Als Catharina ihre berühmte Instruction verfaßt hatte, übergab sie seinem Sohn eine Abschrift für den Vater mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihres Wohlwollens. Dieses Geschenk traf den greisen Feldmarschall auf dem Sterbebette. In der Freude über dieses Merkmal kaiserlicher Huld

währte er sich genesen und meldete vier Tage vor seinem Tode seine Freude und seine Hoffnung seinem oldenburgischen Freunde. Die Besserung dauerte nur kurze Zeit. Mit Ergebung in Gottes Willen sah er dem Tode entgegen. Er verschied am 16. October 1767, 84 Jahre 5 Monat und 6 Tage alt.

Sein Wunsch, in Oldenburg seine letzte Ruhestatt zu finden, ist nicht erfüllt worden: er ward begraben auf einem seiner Güter, in Lunia bei Dorpat.

Münnich war eine eiserne Natur, die keine Ermüdung kannte, der Arbeit Genuß und Thätigkeit Erholung waren: er glich darin in der That Peter d. Gr. Seine Tüchtigkeit und Energie wurden gehoben durch seine Bildung, die zu erweitern er stets bedacht war. Sein scharfer Blick, sein klarer Verstand ließen ihn überall rasch zum Entschluß kommen, dem die That unmittelbar folgte. Er war erfüllt von unerschütterlichem Selbstbewußtsein und dem Gefühle der Ueberlegenheit über seine Umgebung. Ein gewaltiger Ehrgeiz trieb ihn vorwärts — ein Ehrgeiz, der darin gipfelte, Peters Werk zu vollenden: Rußland auf die Höhe seiner Macht zu bringen und die wahren Interessen des Reiches zu fördern. Dieser Ehrgeiz ging schließlich in Eitelkeit über, veranlaßte ihn zu Selbstlob und Selbstüberhebung und nahm ihm den Maßstab zur sittlichen Beurtheilung seiner Handlungen, ließ ihn die Klugheit vergessen und seinen eigenen Sturz vorbereiten. Das einmal vorgesezte Ziel wurde rücksichtslos, mit allen Mitteln, gerechten und ungerechten, verfolgt, ohne zu fragen, ob es die Opfer lohne, ob es nicht auf anderem Wege einfacher zu erreichen sei. Man denke einerseits an den Feldzug in die Krim, unter Verlust der halben Armee durch Ueberanstrengung und Mangel, an die Einäscherung von Baktischiffarai, wobei eine kostbare Bibliothek verbrannte, andererseits an die Drohung gegen Danzig mit völkerrechtswidrigen Greueln, um sofort, noch vor Beginn der Belagerung, eine Capitulation zu erzwingen. Man denke daran, daß er den Befehl zur Ermordung des schwedischen Majors Sinclair gegeben hat¹, und als dieser Mord in Europa allgemeine Entrüstung hervorrief, wurde der Antheil der russischen Regierung an demselben geleugnet. Die beiden Offiziere, die den erhaltenen Befehl ausgeführt und den Mord vollzogen hatten, und mit ihnen ein dritter, der den Befehl gleichfalls erhalten hatte, aber gar nicht thätig geworden war, wurden im Geheimen aus der Armee gestoßen und nach Sibirien geschickt, um ihres Schweigens sicher zu sein.

Man denke an die gewaltsame Gefangennahme Biron's und den Befehl, ihn im Falle der Gegenwehr niederzustoßen, d. h. zu ermorden — während Münnich wiederholt Biron seiner Ergebenheit versichert hatte.

¹ Zuerst nach einem bisher übersehenen Actenstück in den Nachträgen zu Solowjew's Geschichte Rußlands, Bd. XX, S. 481, von A. Jürgensohn constatirt.

Schon damals hat, wie sein Sohn wahrheitsgetreu berichtet, ein Ehrenmann ihn deswegen verurtheilt. Der General Löwendahl sagte: „Ich weiß nicht, worin die Verbrechen des Grafen Münnich bestehen, aber wenn er auch gar keins begangen hätte, ich hätte ihn doch verurtheilt und dem Gericht übergeben, weil er zuerst das gefährliche Beispiel gegeben hat, wie man mit einer Compagnie Soldaten einen Herrscher stürzen und erheben kann.“

Kostomarow sagt von ihm: „Münnich ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der russischen Geschichte. Niemand hat so wie er es verstanden, die Reformen Peters d. Gr. in dessen Geist und mit dessen Energie fortzuführen. Ein Deutscher an Leib und Seele, hat er stets und überall das wahre Interesse Rußlands im Auge gehabt und gefördert.“

In der Geschichte Rußlands läßt sich kaum eine Persönlichkeit nennen, deren Geschick so viel Tragisches enthielte, als die Gestalt Münnichs, der in seinen weitgehenden Plänen zum Wohle Rußlands beständig von Rußland selbst gehindert wurde. Zu dieser Tragik gehört auch, daß Münnich durch das von ihm begangene Unrecht selbst die Nemesis herausgefordert hat. Er stürzte ins Unglück durch dieselben Mittel, die er soeben gegen Andere angewandt hatte: rechtlose Gewalt und ungerechtes Gericht. Mit Recht bemerkt jedoch Kostomarow, daß, die ihn stürzten, ein himmelschreiendes Unrecht begingen. Ihnen gegenüber war er unschuldig. Durch seine Verschickung schädigten sie vor Allem Rußland, das sie seines treuesten Dieners, seines tüchtigsten Administrators und bedeutendsten Feldherrn beraubten. Aber vom Standpunkt einer höheren Gerechtigkeit traf ihn mit seltener Raschheit die Nemesis seiner eigenen Thaten.

Münnichs Seelengröße zeigt sich in der Fassung und Freudigkeit, mit der er seinem Mißgeschick entgegenging. Münnich hat er sich vertheidigt, aber kein Wort hat er weiter verschwendet, als er sah, daß die ungerechten Richter ihn schuldig finden wollten, und in gerechtem Stolze hat er ihnen ihre Erbärmlichkeit vorgehalten und ihnen die Wahrheit ins Gesicht gesagt. Ohne Furcht und freudig betrat er das Schaffot, obwohl er einen qualvollen Tod erwarten mußte. Ungebeugt ging er in die Verbannung, und die zwanzigjährige Freiheitsberaubung ertrug er, ohne je seinen frischen Muth zu verlieren.

Kostomarow hebt ferner mit Recht hervor, welchen Halt Münnich an seiner werththätigen Frömmigkeit hatte. In Gottesfurcht erzogen, war er gewöhnt, sich Rechenschaft zu geben über sein tägliches Leben und Treiben, und bemüht, jeden Tag etwas Gutes zu thun, um sein Gewissen beruhigen zu können. Aber diese Strenge gegen sich selbst beschränkte er auf das bürgerliche Leben, seine Handlungen in der Politik und im Staate stellte er nicht unter diese Controle. Freilich finden wir als Motto seines Jugendtagebuches

den Spruch: Gedenke nicht meiner Uebertretungen zc., aber in seinen bis jetzt bekannten Aufzeichnungen vergißt er Alles, was von seinen Thaten ihm zum Vorwurfe gereichen konnte und übergeht es mit Stillschweigen. Besonders auffallend tritt das in seinem *Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'empire de Russie* hervor, während er doch das Manuscript desselben seinem Freunde Büsching mit der Bitte zugesandt hatte: „was er zu ändern oder zuzufügen für nöthig erachte — damit Alles in der Wahrheit gegründet sein möge — zu annotiren“, und Büsching in Erfüllung dieser Bitte im übersandten Exemplare eine Reihe Fragen und Bemerkungen verzeichnet hatte, die der Erläuterung bedurften. Außerdem hatte Büsching ihm Viron's Rechtfertigungsschrift übersandt. Münnich ließ Alles unberücksichtigt und sandte ihm Viron's Schrift nach einigen Wochen ohne jede Bemerkung zurück. Offenbar ließ sich gegen diese Schrift, die sich durch Ruhe der Darstellung und positive Klarlegung auszeichnet, nichts einwenden. Sein Unrecht einzugestehen, ging über Münnich's Kraft. Im Unglück ging er wohl in sich und bekannte, daß er zu sehr nach den Dingen dieser Welt gestrebt habe, er demüthigte sich vor Gott. Allein diese Einkehr in sich ging nicht so weit, daß er sich vor den Menschen, denen er Unrecht gethan hatte, gedemüthigt hätte. Sein stolzes Selbstbewußtsein blieb stets dasselbe, und niemals hat er Viron das Unrecht vergeben, das er selbst ihm angethan hatte. Nur einmal hat er sich vor Menschen gedemüthigt: er konnte die erzwungene Unthätigkeit nicht ertragen, und um der zu entgehen, demüthigte er sich vor der Kaiserin Elisabeth und vor Bestuschew, der sein Feind gewesen und dem er Unrecht gethan, weil er hoffte, der Unthätigkeit entrisßen zu werden — es war aber vergeblich.

Kostomarow faßt seine Beurtheilung Münnich's in die Worte zusammen: „Er war eine der achtungswerthesten Persönlichkeiten, die unsere Geschichte gelenkt haben, nicht nur wegen der Summe des Nutzens, den er in seinem Leben Rußland gebracht hat, sondern auch wegen der sittlichen Höhe seines Charakters.“

Wir schließen: Münnich war ein Mann der That, er hatte die Tugenden und die Fehler eines solchen: erhobenen Hauptes ging er einher, in Glück und Unglück stets sich selber gleich.

Prof. J. Engelmann.





Russische Dichter und Schriftsteller in Livland¹.

Mannigfach und verschiedenartig sind die Beziehungen, welche russische Dichter und Schriftsteller mit Land und Leuten an der Ostsee in persönlichem Verkehr verbunden haben. Der eine durchstreift das Land flüchtig als Tourist und wirft flüchtige Reisebemerkungen in sein Tagebuch, der andere ist durch Bande der Verwandtschaft und Freundschaft, wieder ein anderer durch wissenschaftliche Studien an den idyllischen Musensitz am Embach gefesselt; die einen suchen vergeblich Heilung für einen unmachteten Geist oder siechen Körper, die anderen suchen und finden Stärkung und Erholung in den erquickenden Seebädern am rigaschen oder revalschen Strande, zuweilen richtet sich einer auch häuslich ein und bleibt in dem Lande.

Von hohem Interesse ist es, die Berührung der beiden Kultursphären, der russischen und der deutschen, in ihrer Entstehung, Entwicklung und Wirkung an den einzelnen Persönlichkeiten, gewissermaßen den Schnittpunkten

¹ Quellen:

- Die Werke D. J. von Wisins. Petersburg, 1866. S. 447—452 und 514—522 (russ.).
N. M. Karamsin, Briefe eines russ. Wanderers. Petersburg, 1884. I, 4—17 (russ.).
Wassily Andrejewitsch Zoukoffsky, Ein russisches Dichterleben von Dr. K. v. Seidlitz. Mitau, 1870.
N. J. Pirogows Werke. Petersburg, 1887. I. Tagebuch eines alten Arztes. S. 319 bis 400 und 449—511 (russ.).
Album academicum (A. a.) der kaiserl. Universität Dorpat von Hasselblatt und Otto. Dorpat, 1889.
Von den 14,000 Immatriculirten, von Hasselblatt und Otto, Dorpat, 1891.
A. v. Reinholdt, Gesch. der russ. Literatur. Leipzig, 1886.
P. Polewoi, Geschichte der russ. Literatur. Petersburg, 1878 (russ.).
Anders, Erinnerungen. „Balt. Mon.“ 1892.
Die russ. Schule 1891, Bief. 1—3, „Aus meinen Schülererinnerungen“ von N. A. Fet (russ.).

aus einander liegender Nationalitätskreise zu betrachten, und im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, diese Wechselbeziehungen der beiden Culturen auf dem Grenzgebiet zu untersuchen.

Flüchtig und rasch durchquerte 1784 der „russische Molière“

Denis Swanowitsch Fon-Wisn

auf der großen Heerstraße von Narva-Riga-Mitau das Land seiner Väter; denn sein Ahnherr, der Ordensritter Peter von Wiesen, war einst von Livland, wie noch so viele seiner Leidensgefährten, beim Zusammenbruch des Ordensstaates von den Schaaren des grimmen Iwan, zusammen mit seinem Sohne Dionysius, als Kriegsgefangener in das Moskowiterreich verschleppt worden. Schon sein Enkel nahm unter dem Zaren Alexei Michailowitsch den griechischen Glauben an und erhielt den Namen Asanassy, und nun verloren die Nachkommen des kriegsgefangenen Ordensritters Fan-Wisn immer mehr und mehr die Spuren ihrer deutschen Abkunft. Und unser Dichter, der berühmte Verfasser der ersten bedeutenden russischen Lustspiele, des „Brigadier“ und des „Medoroff“, hat an germanisch-teutonischen Tendenzen nie gelitten. So findet sich denn auch in einem Briefe an seine Schwester Fedosja vom Juli 1784 aus Riga nicht die geringste Anspielung darauf, daß Livland ihr Beider Stammland sei. Er erzählt von den Wasserfällen der Narowa, deren „auf 12 Werst hörbares Rauschen“ auf ihn einen großen Eindruck gemacht hat, von den Bauernunruhen in Est- und Livland, von der unerträglichen Hitze &c. In Riga dinirt er bei dem Statthalter Grafen Browne, wobei ihm ein Dienstmädchen, „ein deutscher Maulaffe“, seinen neuen Seidenrock mit Bratensauce übergießt. Sonst hat er in Riga „die Zeit so fröhlich zugebracht, als es eben in Riga möglich ist“. Am 23. Juli 6 Uhr Abends fuhr er von Riga aus, „und nun nimm einmal den Kalender zur Hand, in welchem die Stationen von Riga bis Mitau angegeben sind, und sieh' nach, wie viel Werst wir damals fuhren. An demselben Abend speisten wir in Olai. Da trafen wir zwei adelige Damen aus Riga, welche nach Mitau vohagirten. Wir speisten mit ihnen zu Abend, und obgleich das Essen für uns und sie, für unsere und ihre Leute sehr knapp war, wurden wir doch, Gott sei Dank, der einst Fünfstausend mit fünf Broden gespeist hat, alle satt. Wir fuhren nun die ganze Nacht durch und kamen am 24. zum Frühstück nach Doblen. Hier ist eine sehenswerthe alte Burgruine, sehr ähnlich dem Tunderder-Trunk in der Candide (Roman von Voltaire). Wir speisten in Frauenburg zu Mittag bei dem Postmeister, einem guten Alten, dessen Erholung darin besteht, seine Tochter zu erziehen, sie auf dem Klavier klumpern und singen zu lehren. Ueber den Erfolg kann ich nicht urtheilen, aber mir scheint es bedeutend angenehmer zu sein, wenn man sie von ferne hört. In Schrudnen

übernachteten wir. Am 25. früh schickte die Frau des dortigen Disponenten meiner Frau eine Schüssel mit Früchten und Blumen. Für diese Aufmerksamkeit machte ich eine Visite und kam in ein ehrenwerthes Haus. Die Familie besteht jetzt aus zwei Söhnen und einer Tochter, madame Mantufel, einer vollendeten Schönheit. Sie ist Wittve, jung, klug und äußerst liebenswürdig. Die ganze Familie nahm mich wie einen leiblichen Bruder auf und Alle kamen mit mir auf die Station zu meiner Frau. Sie waren Alle in tiefer Trauer, denn vor vier Monaten waren ihnen unmittelbar nach einander zwei Töchter, junge, noch nicht zwanzigjährige Mädchen, gestorben. Die Eltern waren grenzenlos traurig, nach ihren Erzählungen war zu ersehen, daß sie an Kolik gestorben waren, wogegen ja Niemand helfen kann. Meine Frau schenkte ihnen Magnesia, Rhabarber und viele Recepte, mit welchen sie sich zur Förderung der Verdauung meines sündigen Leibes reichlich versehen hatte. Wir frühstückten nun so kräftig, daß wir keine Mittagsrast zu machen brauchten. Abends kamen wir nach Oberbartau, aber konnten es auf der Poststation nicht zwei Minuten aushalten: es war da eine solche Unmasse Grillen, daß man sich gegenseitig gar nicht verstehen konnte. In Petersburg ist die Küche des Generalprocureurs (des Fürsten A. A. Wjäsensky) durch ihre Grillen sehr bekannt. Seine Köche verrichten ihre Arbeit schweigend, weil sie einander doch nicht hören können; die Grillen gerathen in die Speisen, aber trotz alledem glaube ich, daß der oberbartausche Posthof es getrost mit der Küche Seiner Erlaucht aufnehmen kann. So mußten wir denn gleich wieder aufbrechen und unsere Reise die ganze Nacht fortsetzen. Am Morgen des 26. machten wir Frühstücksrast in Nimmersatt bei einem sehr armen Postmeister, der außer schlechtem Brod und salziger Butter nichts vorzusetzen hatte.“

Gegen diese humoristischen Reisebriefe stricht das von dem Dichter vom 19. Juli bis 29. August 1789 über seinen Curaufenthalt in Baldohn und Mitau geführte Tagebuch gewaltig ab. Er war unterdessen vom Schlage gelähmt worden, vier Jahre hindurch hatte er immer und überall vergeblich Heilung gesucht. Da setzte er seine letzte Hoffnung auf die heilkräftigen Quellen Baldohns. In seiner ersten Eintragung erzählt er, daß er, da Baldohn keinen Barbier und keine Rasirmesser aufzuweisen habe, genöthigt gewesen sei, eigens nach Riga zu fahren, um sich dort rasiren zu lassen. „Wie ich mich auch beeilte, konnte ich doch, dank der Stumpfheit der kurländischen Bauern, erst um 10 Uhr Morgens ausfahren.“ In Riga um 5 Uhr Nachmittags eintreffend, steigt er im Gasthause von Müller ab, dessen Töchter ihn durch Aufführung russischer Tänze unterhalten. In Riga fanden mich Alle dicker und wohlaussehender.“ Am anderen Tage fuhr er von 8 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags wieder nach Baldohn zurück.

Auf der Reise hatte sich ein großes Geschwür am kranken Bein unter dem Knie, sowie ein weißer Fleck und eine Geschwulst auf der Zunge gebildet. Am 21. Juli erlebte er eine ausführlich geschilderte Scene von roher Prügelei unter dem Landvolke und Selbsthilfe wegen der angeblich herrschenden Rechtlosigkeit des Bürgers gegenüber dem Edelmann. Ein Knecht seines Hauswirths Brückmann war von dem Bauern eines Edelmannes auf dem Heuschlage überfallen und schändlich zugerichtet worden. Auf die Aufforderung v. Wisins, doch zu klagen, antwortete der Wirth: „Das werde ich nicht thun, denn ich werde doch kein Recht finden. Der Gutsbesitzer, dessen Bauer meinen Knecht geschlagen hat, ist ein reicher Baron und ich ein armer Küster; wie soll ich mit ihm processiren?“

Von Wisin: „So bleibt denn die Dir zugefügte Kränkung ungestraft?“

Der Wirth: „Ich werde mir selbst Recht zu verschaffen wissen. Jetzt arbeitet der Bauer, der meinen Knecht geprügelt hat, allein auf dem Felde. Ich habe meine Leute zusammengerufen und erlaube ihnen, meinen armen Knecht und mich zu rächen.“ — Dies geschah denn auch ausgiebig. Als die Leute Abends zurückkamen, fragte sie v. Wisin, was sie mit dem Bauern angefangen hätten. „Oh, wir haben ihn ordentlich durchgebläut!“ — „Aber wird er nicht an den Schlägen sterben?“ — „Das weiß Gott, wir haben ihn halbtodt dort liegen lassen.“ — Indessen, wie Alles, ging auch dies vorüber. Theodora (seine Pflegerin) kurirte den Bauern, der nach erhaltener Satisfaction seine Schmerzen und Unbilden vergaß. Abends spielte Gubskij (sein Begleiter) unter dem Fenster auf der Gusli (eine Art Harfe), die Letten tanzten dazu und v. Wisin schlief ruhig ein.

Am folgenden Tage, nachdem er eine Wanne von 17 Gr. genommen, erhielt er den Besuch des Dr. Stender, welcher ihn fragte, ob es wahr sei, daß er sich von einem Juden behandeln lasse, der ihm Kalbfleisch auf die kranken Stellen lege. Von Wisin bejahte dieses, „da sein Doctor Scheinvogel an ihm wie ein Jude handle, werde vielleicht der Jude ihn wie ein erfahrener Doctor behandeln.“ Stender empfiehlt dem Kranken auf das Dringendste eine Cur bei dem geschickten Mitauer Arzt Dr. Herz und erbietet sich, ihn selbst nach Mitau zu bringen. Von Wisin nimmt den Vorschlag mit Dank an. Am 24. fahren sie aus, speisen bei Baron Lieven auf Linhof (soll wohl heißen Lievenhof) zu Mittag und reisen über Riga, wo v. Wisin bei Müller nächtigt und am folgenden Tage bei dem Obersten der Proviantcommission S. F. Golubzow und dem Postdirector A. Hahn Besuche macht. So kommt er denn erst um 5 Uhr Nachmittags weiter, aber nicht über Olai hinaus, denn dort müssen sie, vom Regen überrascht, zur Nacht bleiben.

Am 26. treffen sie in Mitau ein und steigen in Herzels Gasthause

ab. Dr. Herz kommt, untersucht den Kranken sehr genau und findet, daß das Uebel vier Jahre lang vernachlässigt worden sei und die Aerzte den Kranken zu cavalièrement behandelt haben, daß jedoch eine Hilfe möglich sei. Die Quellen in Baldohn lobte er sehr, meinte aber, daß sie ohne innere Mittel nicht helfen könnten. Von Wisin, der zu Dr. Herz ein großes Vertrauen gefaßt hatte und hoffte, nach zwei Wochen wesentlich gebessert nach Petersburg zurückkehren und im Winter noch eine Nachcur in Mitau nehmen zu können, kehrte zunächst nach Baldohn zurück. Dort bezahlte er seine Rechnung bei Brückmann mit 40 Thalern für den Monat für Alles, d. h. für die Wohnung, die Pferde &c., und hinterließ seinem bisherigen Arzte, Scheinvogel, der ihn von Petersburg begleitet hatte und mit ihm wieder dahin zurückkehren sollte, folgenden charakteristischen Laufpaß:

«Monsieur! Comme suivant les sentimens d'un médecin, à qui j'ai donné toute ma confiance, je dois faire l'usage des eaux, et comme de l'autre côté vous m'avez trop négligé, pour que je puisse compter sur vous à l'avenir, car, au lieu de passer les premiers huit jours avec moi pour voir l'effet des bains, vous m'avez abandonné d'abord pour vos petites affaires de commerce, je vous fais savoir par ces lignes que je quitte Baldonen et que je ne me chargerai d'aucune manière de votre retour à Pétersbourg. Vous êtes tout-à-fait libre de faire tout ce que vous voulez, puisque j'ai pris un autre médecin, qui, j'espère, aura des procédés plus honnêtes pour moi. Baldonen, le 7 Août 1789.»

Sonntag, den 29. Juli, fuhr v. Wisin über Eckau nach Mitau, wo er sich bei dem Revisor Schulz einquartierte. Und nun beginnt eine vierwöchentliche Leidensgeschichte für den armen Kranken, der mit spanischen Fliegen, Brechmitteln, Antimonialtropfen und Pillen, warmen Bädern, Douchebädern, animalischen Bädern (von frisch geschlachteten Schweinen oder Ochsen), Eisenschwefelbädern, Einreibungen mit Spiritus und Fett, Aderlassen &c. unaufhörlich bearbeitet wird. Sein Schicksal erregt in Mitau allgemeine Theilnahme; viele ihm ganz unbekannte Personen besuchen ihn, sogar während der Wannenbäder, und suchen ihn zu zerstreuen, so der „berühmte Mitauische Declamator“, Secretär Bürkel, der ihm am 6. August z. B., während der Dichter sein Wannenbad nahm, in Gegenwart der Hausfrau und der Pastorin Giuliani „meine“ (?) deutsche Komödie vortrug. Außerdem besuchte ihn die Secretärswittwe Waschiganskij, sein vis-à-vis, der Lieutenant Maler, der Postcommissär Soley, der russische Priester, ein Herr Wegner mit seiner Frau, Baronesse Taube, die Frau des Kammerjunkers Treyden und Fräulein Vietinghoff, Postmeister Krüger und Sachwalter Hobert, sowie der Pastor Keiler von Baldohn.

Bei all diesen großen Leiden ist sein Zutrauen und seine Dankbarkeit gegen Dr. Herz, den er „einen seltenen Menschen und großen Arzt“ nennt, eine unbegrenzte. Eine vorübergehende, scheinbare Besserung — „am 19. August kam er in der Wanne seine Hand bis zu den Augenbrauen erheben“ — erfüllt ihn mit unbeschreiblicher Freude, die durch den am 29. August wiederkehrenden Gedenktag des vor vier Jahren in Moskau erlittenen Schlaganfalles wehmüthig gedämpft wird. Doch die erhoffte Heilung blieb aus; der Dichter kehrte nach Petersburg zurück und starb dort am 1. Dec. 1792.

In demselben Jahre 1789, da v. Wisin auf der Höhe seines Ruhmes, aber siechen Leibes im Ostseegebiete weilt, nimmt ein anderer, in der russischen Literaturgeschichte nicht minder gefeierter Mann, der jugendliche, 22-jährige „russische Reisende“ und nachmalige hochberühmte Geschichtsschreiber

Nicolai Michailowitsch Karamsin

seinen Flug durch Livland nach dem Westen. In seinen „Briefen eines russischen Reisenden“, die „auf lange der Codex der Sentimentalität für einige folgende Geschlechter“ (Polewoi) geworden sind, theilt er in der erst durch ihn in den russischen Stil eingeführten leichten Causerie seine Reiseindrücke zunächst seinen Freunden in Moskau und später 1791—92 im „Moskauer Journal“ einem weiteren Publicum mit. In unmittelbarer Frische der Darstellung giebt er in der Form ungezwungener Reisenotizen seine Erlebnisse, Bekanntschaften, kleinen Abenteuer, sowie seine Urtheile und Ideen über Land und Leute, die er kennen lernt, wieder, ohne irgend welchen Anspruch auf Vollständigkeit oder genaue Sicherheit seiner Angaben zu erheben. Aus diesen Briefen haben „zahlreiche Leser in allen Enden Rußlands unbewußt die Ideen europäischer Civilisation in sich aufgenommen und haben den Reise- und Entwicklungsproceß des jungen russischen Reisenden mitgemacht“¹.

Aus den Ostseeprovinzen schreibt er drei Briefe, den ersten am 31. Mai aus Riga, den zweiten am 1. Junii aus einem kurischen Krüge, den dritten am 3. Juni aus Polangen. Aus denselben entnehmen wir, mit Streichung unwichtiger Kleinigkeiten oder sentimentaler Ergüsse, Folgendes:

Von Petersburg bis Narva war die Fahrt unerquicklich gewesen: abgesehen von seinen Herzensschmerzen um die ferneren Freunde, Regengüsse, überall Aufenthalt, schlechte Postpferde, schlechte Equipagen, überall Prellerei. Ganz schlecht ging es ihm in Narva. Bei Regenwetter, schlechten Wegen und schlechten Pferden ausgefahren, gegen die Mäße nur durch zwei theuer erkaufte Matten geschützt, blieb er in Folge eines Achsenbruches schon auf der ersten halben Werst auf der Landstraße liegen, bis er in liebenswürdigster Weise von dem gastfreundlichen Kramer auf das Zuborkommendste verpflegt

¹ Aus der Rede des Akademikers F. F. Busslajew beim 100jährigen Jubiläum Karamsins in Moskau am 1. December 1866.

wurde. Daran knüpft sich ein sentimentalere Erguß, den wir als Beispiel anführen wollen. „Gastfreundschaft, heilige Tugend, allgemein geübt in den Tagen der Jugend des Menschengeschlechtes und so selten in unseren Tagen! Wenn ich Deiner einst vergessen sollte, so mögen meine Freunde auch meiner vergessen! Und wenn ich ewig auf der Erde als Wanderer meine Straße zöge, niemals werde ich einen zweiten Kramer finden.“¹

„Die Post von Narva bis Riga heißt eine deutsche, weil die Commissäre auf den Stationen Deutsche sind. Die Posthäuser haben alle dasselbe Aussehen — niedrige Gebäude in zwei Hälften getheilt, die eine für die Reisenden, die andere für den Commissär, bei dem Alles, was zur Stillung des Hungers und Durstes gehört, zu haben ist. Als Postknechte fahren ausgediente Soldaten, einige noch aus Münnichs Zeit; über dem Schwagen vergessen sie die Pferde anzutreiben, und so bin ich denn von Petersburg nach Riga fünf Tage gefahren.“ . . .

„Ich habe keinen Unterschied zwischen Estländern und Livländern herausgefunden, außer in Sprache und Kleidung: die Einen tragen schwarze, die Anderen graue Röcke. Ihre Sprachen sind ähnlich, sie haben aber wenig eigene, viel deutsche und sogar einige slavische Worte. Mir ist aufgefallen, daß sie alle deutschen Worte in der Aussprache erweichen: daraus kann man schließen, daß sie ein zartes Gehör besitzen, aber im Hinblick auf ihre Unbeholfenheit, Plumpheit und Unbegabtheit muß ein Jeder glauben, daß sie geradezu dumm sind. Die Herren, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, klagen über ihre Faulheit und nennen sie Schlafmützen, welche von selbst nichts thun; daher muß man sie stramm halten, denn dann arbeiten sie tüchtig, und ein Bauer in Livland oder Estland bringt seinem Herrn viermal mehr ein als unser Bauer in Kasan oder Simbirsk.“

„Diese armen Leute, welche alle Werktag unter Furcht und Zittern für ihre Herren arbeiten, ergötzen sich dafür bis zur Bewußtlosigkeit an ihren freilich nicht zahlreichen Feiertagen. Die Poststraße ist mit Krügen besäet, und alle waren während meiner Durchreise voll von zehendem Volke, das Pfingsten feierte.“

„Bauern und Herren gehören zur lutherischen Kirche. Ihre Kirchen sind den unsrigen ähnlich, nur daß sie nicht ein Kreuz, sondern einen Hahn auf der Thurmspitze tragen, welcher an den Fall des Apostels Petrus erinnern soll. Gepredigt wird in der Landessprache, doch verstehen die Pastoren alle auch Deutsch.“

„Was nun landschaftliche Schönheit anbetrifft, so giebt es in dieser Hinsicht nichts zu sehen. Wald, Sand, Sumpf; keine hohen Berge, keine

¹ Fußnote in der 1. Buchausgabe: „Einer meiner Freunde zeigte, als er einst nach Narva kam, Kramer diesen Brief — er war zufrieden — ich noch mehr!“

weiten Ebenen. Solche Dörfer wie bei uns giebt es nicht. Da stehen zwei, dort drei, vier Bauernhöfe und eine Kirche. Die Bauernhäuser sind größer als bei uns und sind gewöhnlich in zwei Hälften getheilt: in der einen wohnen die Menschen, die andere dient als Viehstall. Wer nicht mit der Post fährt, muß in den Krügen einkehren. Uebrigens habe ich beinahe keine Reisenden gesehen, so leer ist diese Straße augenblicklich.“

„Von den Städten kann ich wenig erzählen, da ich mich in denselben nicht aufgehalten habe. . . . Der deutsche Theil von Narva, oder vielmehr das sogenannte Narva, besteht größtentheils aus Steinhäusern, der andere, durch den Fluß getrennte Theil heißt Zwan-Gorod. Im ersten ist Alles nach deutscher Art, im anderen nach russischer. Da war einst unsere Grenze — o Peter, Peter!“

„Beim Anblicke Dorpats rief ich aus: „Ein prächtiges Städtchen!“ Da war Alles in eitel Fröhlichkeit und Feststimmung. Männlein und Fräulein zogen Arm in Arm durch die Stadt, in den benachbarten Hainen hufchten die lustwandelnden Pärchen: ländlich, sittlich! — Hier lebt der Bruder des unglücklichen L.¹ Er ist Oberpastor, wird von Allen geliebt und hat ein gutes Einkommen. Ob er wohl auch an seinen Bruder denkt? Ich sprach von diesem mit einem livländischen Edelmann, einem lebenswürdigen, intelligenten Menschen. „Ach, mein Herr,“ sagte er zu mir, „was des Einen Ruhm und Glück ist, macht den Anderen unglücklich. Wer wird nicht, wenn er das Gedicht des sechzehnjährigen L. und Alles, was er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre geschrieben hat, liest, die Morgenröthe eines großen Geistes bewundern? Wer wird nicht denken: das ist ein junger Klopstock, ein junger Shakespeare? Aber die Wolken haben diese herrliche Morgenröthe verfinstert und die Sonne ist nicht glänzend aufgegangen. Eine tiefe Gefühlsinnigkeit, ohne welche Klopstock nicht Klopstock, Shakespeare nicht Shakespeare wäre, hat ihn zu Grunde gerichtet. Unter anderen Verhältnissen wäre L. unsterblich geworden.““

„Gleich bei der Einfahrt in Riga merkt man, daß es eine Handelsstadt ist — viele Kaufläden, viel Volk, der Strom bedeckt mit Schiffen und

¹ Fußnote in der 1. Buchausgabe. „Der deutsche Dichter lebte einige Zeit mit mir in einem Hause. Eine tiefe Melancholie, die Folge schwerer Lebensschicksale, hatte seinen Geist umnachtet; aber selbst in diesem Zustande überraschte er uns zuweilen durch seine poetischen Ideen und rührte uns durch seine Gutherzigkeit und Geduld.“ Am 23. Mai 1892 sind es gerade 100 Jahre geworden, daß der stille Dulder in Moskau von seinen Leiden erlöst wurde; leider ist dieser Gedenktag in seinem Vaterlande beinahe unbeachtet geblieben. Nur die „Düna-Zeitung“ brachte zu diesem Tage einen längeren Artikel von P. Falk „Jakob Lenz' reformatorische Bedeutung in der Litteratur“, Nr. 111 ff. Ueber Karamzins Beziehungen zu Lenz hat Th. v. Riekhoff in der „Düna-Zeitung“ 1891 geschrieben.

Fahrzeugen aller Nationen, die Börse belebt. Ueberall hört man Deutsch, hie und da mal Russisch, überall verlangt man Thaler, nicht Rubel. Die Stadt ist nicht sehr hübsch, die Straßen sind eng, aber es giebt Steinhäuser und auch hübsche Gebäude.“

„Im Gasthause, wo ich abgestiegen bin (Hôtel de St. Pétersbourg), ist der Wirth sehr dienstbeflissen; er hat selbst meinen Paß auf die Verwaltung und die Polizei gebracht und mir einen Fuhrmann gemiethet, der mich für 30 Dukaten nach Königsberg bringen will, zusammen mit einem französischen Kaufmann, welcher bei ihm für seine Kalesche vier Pferde gemiethet hat; ich fahre in einer Kibitke. — Den Zlja (Diener) will ich direct nach Moskau zurückschicken.“ . . .

„Ich hatte meinen Brief an Euch noch nicht beendet, da waren schon die Pferde angespannt, und der Wirth kam mir sagen, daß in einer halben Stunde die Stadthore geschlossen werden. Ich mußte noch meinen Brief beendigen, bezahlen, den Koffer packen, dem Zlja Aufträge geben. Der Wirth benutzte meine Eile und überreichte mir eine Apothekerrechnung, d. h. für 24 Stunden nahm er gegen 9 Rbl. von mir. Endlich war Alles fertig und wir fuhren aus dem Thor.“ . . .

„Am andern Morgen früh kamen wir nach Kurland — und der Gedanke, schon außerhalb des Vaterlandes zu sein, machte auf mich einen ganz eigenen Eindruck. Alles, was mir zu Gesicht kam, besah ich mit gespannter Aufmerksamkeit, mochten es auch die gewöhnlichsten Dinge sein. Bald wurde Mitau sichtbar. Das Aeußere dieser Stadt ist nicht hübsch, war aber für mich sehr interessant — war es doch die erste ausländische Stadt! Am Ufer der Na, über welche wir mit einem Prahm setzten, steht das herzogliche Schloß, ein großes, aber gar nicht imposantes Gebäude. Die Fenster Scheiben waren beinahe überall ausgeschlagen oder herausgenommen, offenbar wurden im Inneren Reparaturen vorgenommen. Der Herzog lebt auf seinem Sommerschloß, unweit von Mitau. Das Flußufer ist mit Holz bedeckt, womit ausschließlich der Herzog einen sehr einträglichem Handel treibt. Die Schildwachen schienen Invaliden zu sein. Die Stadt ist groß, aber nicht hübsch; die Häuser sind fast alle klein und ziemlich unsauber; Gärten und freie Plätze sind in Menge da.“

„Wir stiegen im besten Gasthause der Stadt ab. Sofort umringten uns Juden mit verschiedenem Kram: der eine bot eine Pfeife an, der andere ein altes lutherisches Gebetbuch und eine Gottschedsche Grammatik, der dritte ein Fernrohr, und ein Jeder wollte seine Waare „so guten Herren zum billigsten Preise lassen“. . . Wir gingen etwas in der Stadt spazieren, sahen zu, wie ein junger Offizier alte Soldaten exerciren ließ, hörten, wie eine alte stumpfnasige Deutsche in einer Haube sich mit ihrem betrunkenen

Mann, einem Schuster, zankte, und speisten dann mit gutem Appetit zu Mittag. . . . Als wir von Mitau ausgefahren waren, sah ich sehr hübsche Gegenden. Das Land hier ist viel schöner als Livland, durch welches man auch mit geschlossenen Augen fahren könnte. Deutsche Fuhrleute aus Libau und Preußen kamen uns entgegen. Was für sonderbare Wagen! Lang gespannte, sehr große Pferde mit Schellen, die ein unerträgliches Geräusch hervorbringen. Nach einer Fahrt von fünf Meilen blieben wir in einem Krüge zur Nacht, die Zimmer sind ziemlich sauber, in jedem steht ein aufgemachtes Bett für Reisende.“ . . .

„Endlich nach einer Fahrt von über 200 Werst durch ganz Kurland kamen wir zur polnischen Grenze (Polangen) und übernachteten in einem stattlichen Krüge. Wir machten gewöhnlich 10 Meilen oder 70 Werst an einem Tage. In den Krügen fanden wir bisher immer etwas zu essen und zu trinken: Suppe, Braten mit Salat, Eier — und das kostet Alles zusammen 20 Kopeken à Person. Auch Kaffee und Thee giebt es überall, freilich nicht von erster Güte. — Die Straße ist ziemlich einsam. Außer Fuhrn, die uns ein paar Mal begegneten und den altmodischen Berlinen, in welchen die kurländischen Edelleute zu einander zu Besuch fahren, kamen uns keine Reisenden zu Gesicht. Uebrigens ist der Weg nicht langweilig, überall sieht man fruchtbare Felder, Wiesen und Wälder, dazwischen kleine Dörfchen oder zerstreute Bauernhäuschen.“

„An der polnischen Grenze war die Besichtigung nicht streng. Ich gab den Zollwächtern 40 Kopeken und sie begnügten sich mit einem flüchtigen Blick in meinen Koffer. — Morgen werden wir in Memel zu Mittag speisen; von dort aus werde ich Euch diesen Brief schicken.“

* * *

Waren es bisher nur flüchtig hingeworfene, zufällige Tagebuch- und Reisenotizen, die, kurzem Aufenthalt oder rascher Durchreise entstammend, höchstens einiges historische Interesse in Anspruch nehmen können, so werden wir nun ein warmes, das volle Leben hindurch dauerndes Verhältniß eines edlen russischen Dichters zu der livländischen Mäusenstadt am Embach kennen lernen, wo derselbe glückliche Jahre zugebracht und wohin es ihn zum Schluß seines Lebens mit allen Fasern der Seele zog. Wir meinen den berühmten Romantiker und formvollendeten Uebersetzer, den kaiserlichen Erzieher und warmen Patrioten, den idealen Lyriker mit der reinen Kinderseele und dem feurigen Dichtergeiste

Wassily Andrejewitsch Schukowsky.

Ihm hat ein treuer Sohn Livlands, ein Zögling der alma mater Dorpatensis, der 40 Jahre lang als Freund und Hausarzt mit ihm in den

engsten Beziehungen stand, ein pietätvolles, schönes Zeugniß echter Freundesliebe gestiftet — sein Biograph Dr. Karl v. Seidlitz¹, dessen lichtvoller, warmer Darstellung wir das Folgende entnehmen. Zum besseren Verständniß der Beziehungen Shufowskys zu Dorpat seien einige kurze biographische Notizen vorausgeschickt.

Shufowsky ist am 29. Januar 1783 auf dem Gute Mischensk (im Gouvernement Tula) von einer, bei Erstürmung der Festung Bender (1771) gefangen genommenen Türkin als natürlicher Sohn des Gutsbesitzers Bunin geboren und in der ausschließlich aus Mädchen bestehenden Familie des Letzteren erzogen worden. Die jüngste Tochter des Hauses, Katharina Ananassjewna (1770 geboren), heirathete 1792 im orelschen Gouvernement den Kreisadelsmarschall Andrei Iwanowitsch Protassow, und ihre ältere Tochter Marie (Mascha) spielte in unseres Dichters Jugend- und Mannesleben eine große Rolle: sie war das Ideal seines Herzens, das unerreichbare Ziel seiner Liebe, die von der Mutter Protassow immer und immer wieder hart zurückgewiesen wurde. Die jüngere Tochter, Alexandrine (Sascha), heirathete 1814 den durch Shufowskys Vermittelung als Professor der russischen Sprache nach Dorpat berufenen russischen Dichter A. F. Wojeikow². Die unterdessen verwittwete Mutter und die Schwester folgten der jungen Frau nach Dorpat, begleitet von Shufowsky.

Im Jahre 1815, als Shufowsky nach Dorpat kam, zählte er 32 Jahre und war schon ein viel gefeierter Dichter. „Der Sänger im Lager des russischen Heeres“ 1812, „Der Sänger im Kreml“ 1814, die sentimentalen Kirchhofsgedichte aus seinen Jugendjahren 1800—1802, seine Ludmilla, Swetlana, sein Gromoboi, einzelne gelungene Uebersetzungen aus Schiller, seine Epistel an Kaiser Alexander I., seine Nationalhymne „Боже, Царя храни!“ waren in Aller Munde. In Dorpat begegnete man dem Dichter mit großer Zuvoorkommenheit: die Universität verlieh ihm das Diplom eines

¹ (Album acad. Dorp. 1047) Karl Joh. v. Seidlitz aus Estland, geb. 6. März 1798, med. 15—20, Dr. med.; erhielt 1818 die goldene Preismedaille. Arzt am See-Hospital in Petersburg, Hausarzt beim Grafen Tolstoi, 1828—29 zur Zeit des russisch-türkischen Krieges Oberarzt am mobilen Hospital der 2. Armee, seit 1830 Oberarzt am See-Hospital in Petersburg, seit 1836 auch Medicinalinspector des Hafens, später auch Professor an der medico-chirurgischen Akademie, consultirendes Mitglied des Medicinalconseils des Ministeriums des Inneren, seit 1841 auch Gutsbesitzer in Livland (Meyershof, zeitweilig auch Umnipicht); war Vicepräsident der livl. ökonomischen Societät und Leiter des Generalnivelements von Livland, lebte zuletzt in Dorpat. Wirkl. Staatsrath. † zu Dorpat 7. Februar 1885.

² 1778—1839; Verfasser der seiner Zeit berühmten und berichtigten Satire „Das Irrenhaus“, die in Form eines Traumberichts verschiedene Zeitgenossen in grotesk-komischem Lichte vorführte. v. Reinholdt 519. Außerdem ist seine „Epistel an Speranskij“ bekannt.

Ehrenmitgliedes; hochgebildete Kreise eröffneten sich gern dem liebenswürdigen, geistreichen Gaste. Er erinnerte sich auch bis in sein spätes Leben hinein mit Vergnügen des feingefelligen Umganges in den Familien Manteuffel, Löwenstern, Bruiningk, Nolden, Liphardt, Stackelberg, Lilienfeld und Krüdener. Er pflog wissenschaftlichen Umgang mit den Leuchten der Universität: Morgenstern, Parrot, Kambach, den beiden Ewers, Jäsche und Moier, lebte in gesellig heiterem Verkehr mit dem „Dicken“, R. Petersen¹, dem Universitätsbibliothekar und feuchtfrohlichen Gelegenheitsdichter, dem lustigen Verfasser der „Prinzessin mit dem Schweinerüssel“ und so manches übermüthigen Liedes, mit dem Pädagogen M. Křmus, mit von der Borg, der seine Lieder übersezte, den Musikern Latrobe und Wehrauch², welche sie in Musik setzten, dem Maler Senff u. A.

Mit voller Freude gab sich der russische Dichter auch dem studentischen Leben und Treiben der noch jungen, lebensfrohen Universität hin. Er besuchte den Fuchscommerc am 14. August 1815 und trank dort Smollis mit dem alten, achtzigjährigen Lorenz Ewers, Professor der Dogmatik³. Shufowksy schreibt darüber seiner Nichte Andotja Petrowna: „Als auf dem Feste der Studenten der ehrwürdige achtzigjährige Greis mir den Bruderbecher darbot, ward ich bis ins Innerste meiner Seele bewegt, und wahrlich zur guten Stunde! . . . Ich schrieb diese Verse „an den Greis Ewers“, sie passen zu meinem „Theon und Eschin“ (Werke, 5. Aufl. Petersb. (russ.) 1849, II, 55); in beiden liegt für mich ein tiefer Sinn. Der Untergang der Sonne nimmt sich vom Dom bei Dorpat so schön aus; Ewers pflegt oftmals da hinauf zu steigen, um den Untergang der Himmelsleuchte zu bewundern. Der Sonnenuntergang, von einem Greise bewundert, dessen Leben geheiligt gewesen, hat etwas so sehr Erhabenes — wach' ein schönes Bild! So viel zur Erklärung meines Gedichtes:

„Welch' süße Blut hat meine Brust durchzuckt,
Als Deine Hand die meine freundlich drückte!

— — — — —
— — — — —
So denkt — wen Ewers sich zum Bruder auserkoren.“

„Es war nicht zu verwundern,“ sagt Seidlitz, „daß wir Studenten als Zeugen einer solchen Verehrung unseres ehrwürdigen Professors (Shufowksy hatte die Hand des Greises geküßt), dem ausgezeichneten russischen

¹ Nach dessen elendiglichem Tode im Würzjern brachte Shufowksy ein Capital von 4000 Rbl. zur Erziehung seiner Kinder zusammen.

² Ueber Wehrauch und seine Beziehungen zu Shufowksy s. P. Th. Faldt, „Düna-Zeitung“ 1892, Nr. 31 ff.

³ Ueber Ewers „den besten Menschen, den ich je gekannt“ s. Anders S. 224 ff.

Dichter herzlichst die Rechte darboten und ihn unseren Bruder nannten — nicht zu verwundern, daß das wissenschaftliche, das künstlerische, das gemüthliche Leben in Dorpat bleibende Eindrücke auf Shukowsky hinterließ.“

Es war eben noch die gute, harmlose Zeit, in welcher „ein edles russisches Herz durch innigen Verkehr mit deutschen Männern und Frauen, durch Hochachtung vor deutscher Cultur und Poesie, in der Liebe zum Vaterlande und dem angestammten Herrscherhause nie und nimmer erkaltete“.

So heimlich sich nun auch Shukowsky in der Gesellschaft Dorpats fühlte, so unerträglich war das Leben im eigenen Hause, wie wir aus seinen Briefen in die alte Heimath ersehen. Er empfand es schmerzlich, daß seine Schwester, Frau Protassow, es ungern vermerkte, daß er sich in Dorpat niederlassen wollte. Unter dem Einflusse ihres unserm Dichter unsympathischen Schwiegersohnes Wojeikow und der steten Furcht einer Annäherung Shukowskys an ihre Tochter Marie benahm sie sich trotz des feierlich erfolgten gegenseitigen Verzichtes Beider gegen sie in einer Weise, daß Mißtrauen und Argwohn nur zu oft zu Tage traten. So wurde das Verhältniß drückend für alle Glieder der Familie und Shukowsky schreibt: „Ich muß fort aus Dorpat; so können wir nicht fortleben, wir tödten uns gegenseitig. Katharina Afanassjewna (Protassow) vermag ihre Ansichten — ich vermag die Umstände nicht zu ändern! Mir bangt vor Petersburg, man will mich dort fesseln — dann ist's aus mit der Poesie!“

Im Mai war er auf kurze Zeit nach Petersburg gefahren und von Uwarow der Kaiserin-Mutter vorgestellt worden, darauf wurde er wiederum im Juli von Uwarow eingeladen: „die Kaiserin habe ihn zu sprechen verlangt“. „Ich fürchte,“ schrieb er noch am 4. August an J. Turgenew, „Cure grands projets, Cure Pläne, welche mein ganzes Leben vernichten können.“

Am 24. August verließ er Dorpat, fest entschlossen, nicht mehr dahin zurückzukehren. „Unmöglich kann ich da bleiben; wie schwer auch die Trennung wird; wie sehr auch das Herz mich zu ihnen hinzieht; ich kann nicht da bleiben! Es wäre für Mascha und mich die armseligste, unwürdigste, tödtlichste Existenz.“ In Pawlowsk wurde er am 4. September der Kaiserin vorgestellt, blieb 3 Tage dort und wurde vielfach ausgezeichnet. Er wurde Vorleser bei der verwitweten Kaiserin. Da traf ihn im November wie ein Donnerschlag aus Dorpat die Nachricht, daß seine heißgeliebte und angebetete Mascha sich mit dem Professor Moier¹ verlobt habe. Shukowsky entschloß sich

¹ A. a. 89. Moier, Joh. Christ., aus Estland, geb. 1785, theol. 3—5, Dr. med. et chirurg. 1813. Arzt in Reval, 1814—36 ordentlicher Professor der Chirurgie an der Universität Dorpat, wiederholt Decan der medicinischen Facultät, 1834—35 Rector magnificus, lebte als Professor emeritus auf seinem Gute Bunino im Gouv. Dref. Wirkl. Staatsrath. † zu Bunino 1. April 1858.

nach Dorpat zu reisen, um sich selbst einen Einblick in die dortigen Verhältnisse zu verschaffen. Im Januar 1816 langte er dort an und blieb drei Wochen. Mascha hatte in einem Briefe vom 8. November 1815 Schufowski die Geschichte ihrer Verlobung ausführlich mitgetheilt: «Je veux me marier avec Moier. J'ai eu occasion de voir, combien il est noble, combien ses sentiments sont élevés. . . Mon bon ami, je crois vraiment, que je trouverai le bonheur et le repos avec Moier; je l'estime beaucoup; il a une âme élevée et un caractère noble, et j'attends tout du temps. J'ai encore une prière à vous faire. Wojeikof va venir à Pétersbourg. Vous avez bien de raisons pour être fâché contre lui, il a eu de très grands torts envers vous; mais pour l'amitié, que vous avez pour ma soeur, vous devez non seulement lui tout pardonner, mais le reconcilier avec Kaweline. . . payez lui par des bienfaits.»

Schufowski fand in Dorpat die veränderte Sachlage vor, nach hartem Kampfe bezwang er sich, und nach Petersburg zurückgekehrt, schreibt er: „Meinem ganzen Dasein habe ich jetzt ein schönes Ziel gesetzt; jetzt kann ich Alles, was von mir abhängt, zu Maschas Glück beitragen. Täuschet mich nicht, habt Zutrauen zu mir. Und Du, Sascha, glaube mir, Ruhe und Eintracht wird bei uns einkehren. Dich, Wojeikow, aber bitte ich, auf unser glückliches Beisammensein wie auf das Leben im gelobten Lande hinzuwirken. Moier drücke ich freundschaftlich an die Brust.“ Und an seine Freunde und Verwandten in Dolbino schreibt er: „Einen Schatz habe ich gewonnen: Maschas Achtung. Sie kennt den Grund meiner Handlungsweise, was gehen mich die Urtheile Anderer an. Beim allmächtigen Gott, ich fühle, ich bin überzeugt, daß ich nur das Gute will, und daß ich von nun an für das Glück Beider, Maschas und Saschas, leben werde. Die letzten drei in Dorpat verlebten Wochen, sie bilden die glücklichste Epoche meines Lebens!“

Dr. F. Waldmann.

(Fortsetzung folgt.)





Kunstwerke im alten Livland.

Nach der Initiative der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands und der materiellen Hilfe verschiedener städtischer Corporationen, Standschaften und gelehrten Gesellschaften in unseren Provinzen ist ein literarisches Bilderwerk ins Leben gerufen, auf das unsere baltischen Lande mit Stolz blicken dürfen, ein Werk, das eine erst seit neuester Zeit beachtete Seite des culturellen Lebens im alten Livland, die Kunst dafselbst in ihren Erscheinungsformen auf dem Gebiete der Goldschmiedearbeit, Plastik, Malerei und Architektur, behandelt. Die uns vorgeführten, nicht geringfügigen Reste der Kunst aus alter, weit hinter uns liegender Zeit erbringen den Beweis dafür, daß das alte Livland hinsichtlich der Pflege und Werthschätzung der Kunst und des Verständnisses für ästhetische Genüsse in der Culturentwicklung dem nördlichen Deutschland, aus dem es seine Vorbilder und Muster zog, keineswegs zurückgeblieben ist. Ein um so größeres Gewicht muß auf diese Reste der livländischen Kunstschätze als Beweismittel für die Höhe des culturellen Niveaus der Balten in früheren Jahrhunderten gelegt werden, wenn wir der Livland heimsuchenden Kriege gedenken, die Zerstörung, Raub und Plünderung mit sich führten. Wie viel hat nicht barbarische Wuth zerstört und die Gier und Habsucht fortgeschleppt! Wie viel ist nicht durch Unkenntniß verloren gegangen oder durch Pietätlosigkeit vernichtet worden! Um desto theurer sollten uns nun diese erhaltenen Kunstobjecte sein, welche nicht allein dazu dienen, das Gefühl der Ehrfurcht vor unseren Ahnordern zu beleben, sondern auch im Stande sind, unsere ästhetischen Bedürfnisse zu befriedigen, unser Wissen zu bereichern.

Um einen Einblick in die Kupfkleistungen und den Geschmack der Zeit zu geben, hat die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde es für dienlich erachtet, folgende drei selbständige Werke erscheinen zu lassen:

I. Goldschmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland, 26 Tafeln mit erläuterndem Text von Anton Buchholz in Riga.

II. Die mittelalterliche Malerei und Plastik in Livland, Estland und Oesel, 23 Tafeln mit erläuterndem Text von W. Neumann in Dünaburg.

III. Die städtische Profanarchitektur der Gothik, der Renaissance und des Barocco in Riga, Reval und Narva. 32 Tafeln mit erläuterndem Text von C. von Löwis of Menar in Riga.

Die von C. Nöhring in Lübeck künstlerisch hergestellten Lichtdrucke sind nach den von ihm selbst in Livland und Estland gemachten photographischen Aufnahmen angefertigt worden.

Die beiden erstgenannten Werke haben bereits die Presse verlassen, das dritte geht seiner Vollendung entgegen.

Folgende Zeilen werden sich nun ausschließlich mit dem Werk beschäftigen, welches die hervorragendsten Leistungen der Goldschmiedekunst, des einzigen einheimischen Kunstbetriebes im alten Livland, behandelt, das ist die von Anton Buchholz mustergiltig bearbeitete Edition der Goldschmiedearbeiten in Liv-, Est- und Kurland. Auf diesem Gebiete begegnen wir rigaschen Meistern von hervorragender Kunstfertigkeit, während in der Holzschnitzerei, Malerei und in der Baukunst der betreffenden Zeit sich einheimische Meister nicht hervorgethan oder nicht bekannt gemacht haben.

Buchholz führt uns in dem von ihm bearbeiteten Werke¹ in Großfolio 82 Kunstgegenstände aus den drei Provinzen vor, die sich in folgende Gruppen theilen: 1) Schatz des Baron Behrschen Majorats, 2) Silberfund zu Löwenhof, 3) der Silberschatz der Compagnie der Schwarzen Häupter in Riga. Ferner haben in Riga zu diesem Werke an Silbergeräthen geliefert folgende Institute und Private: die Petri-, Dom- und Jacobikirche, das Stadtwaisengericht, die Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde, die St. Johannisgilde, das Goldschmiedeamt, das Glaseramt, die Böttchergesellschaft, Ältester H. Jassch und Anton Buchholz. Reval ist vertreten durch Kunstobjecte, welche der Nicolaitirche, dem Rathhause, dem Schwarzenhäupterhause, dem estländischen Provinzialmuseum, der Canutigilde, den Baronen Rud. v. Ungern-Sternberg, B. v. Staël-Holstein und Fr. v. Wrangell angehören. Von den aus livländischen Gütern stammenden Silbergeräthen

¹ Goldschmiedearbeiten in Livland, Estland und Kurland. Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. 26 Tafeln in Lichtdruck mit erläuterndem Text von Anton Buchholz. Lübeck 1892. Verlag von Joh. Nöhring, VIII u. 24 S. Gr.-Folio.

ist noch das aus dem der Baronin Bertha von Pilar gehörigen Gute Audern zu erwähnen. Das Meiste haben die Städte Riga und Reval geliefert. Hinsichtlich des Reichthums an kunstvoll gearbeiteten alten Silbersachen übertrifft Riga die Stadt Reval. Dasselbe läßt sich aber keineswegs hinsichtlich der Holzschnitzereien, Gemälde und alten Bauwerke sagen.

Die Stadt Reval, die weit weniger durch Kriegsgreuel getroffen und geschädigt worden ist, weist auf den genannten Gebieten wiederum weit mehr auf, als das bei Riga der Fall ist. Von beachtenswerthen Goldschmiedearbeiten ist aus kleinen Städten nichts auf uns gekommen. Brauste doch über sie furchtbar die Kriegsfurie dahin, die auch vielen adeligen Gütern ein gleich beklagenswerthes Schicksal bereitete. Jedoch wir geben der Hoffnung Raum, daß durch das fesselnde Buchholzsche Werk so mancher vergessene Kunstgegenstand zu seinem Rechte noch gelangen werde.

Die von Buchholz gegebene Einleitung und die Erläuterungen zu den einzelnen Kunstgegenständen bilden einen nicht gewöhnlichen wissenschaftlichen Beitrag zur livländischen Kunst- und Gewerbegeschichte, in Sonderheit der Goldschmiedearbeit. Den Werth des Gebotenen werden die Forscher, resp. die Kunsthistoriker zu schätzen wissen. Die ausführliche, sachgemäße Beschreibung der einzelnen Kunstobjecte, die Resultate der archivalischen Studien und Nachforschungen nach den Meistern und ihren Leistungen, die genaue Wiedergabe der Beschau- und Meisterzeichen, die Angabe des Gewichts, alles das und noch manches Andere stellt diese Arbeit von Buchholz ebenbürtig neben die besten Publicationen zur Kunstgeschichte. Jedes einzelne Stück von den im Buchholzschen Werke dargestellten und beschriebenen Kunstgegenständen vorzuführen, würde den uns zugewiesenen Rahmen bei Weitem überschreiten; wir müssen uns auf einzelne derselben beschränken. Die Leser der „Baltischen Monatschrift“ werden sich wohl in erster Linie für das interessiren, was einheimische Meister geschaffen; so wenden wir uns denn nun auch den Erzeugnissen der rigaschen und revalschen Goldschmiedekunst zu. Hinsichtlich der aus der Fremde stammenden Stücke sei bemerkt, daß sie sich in unserer Sammlung in der Minderheit befinden und meist aus den Städten Augsburg, Nürnberg, Breslau, Hamburg und Lübeck hervorgegangen sind, von denen einige sich als Hauptcentren der Goldschmiedearbeiten berühmt gemacht haben. Hier mag auch noch die Bemerkung Platz finden, daß ein Vergleich der ausländischen Leistungen mit den Erzeugnissen der livländischen Goldschmiede keineswegs zu Ungunsten der letzteren ausfällt.

Sie imponiren, die herrlichen Brunkstücke, die das Buchholzsche Werk uns bietet, die Kelche, Vocale, Humpen, Kannen, Tafelaufsätze und Frucht-schüsseln in ihrem blendenden Glanze und bildnerischen Schmucke. Von den etwa 60 größeren Silbergegenständen (die übrigen 22 Goldschmiede-

arbeiten bestehen in Töpfeln, Gabeln, Messern, Perlen, Ringen, Broschen und Ketten) sind fast zwei Drittel livländischer Herkunft und die Mehrzahl davon aus Werkstätten rigascher Meister hervorgegangen. Von den rigaschen Goldschmiedearbeiten aus der Epoche der Renaissance und des Barocco von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts verdienen hier einige näher betrachtet zu werden. Als ein ganz besonders beachtenswerthes Stück aus der Renaissance präsentirt sich die große Deckelkanne aus dem Baron Behrschen Silberschatz (Nr. 1). Das kostbare Gefäß, verziert mit künstlerisch ausgeführter friesartiger Decoration und getriebener Arbeit im Stile der Renaissance ist aus der Werkstatt des rigaschen Goldschmiedes Lambert Goldenstedt (schon 1572 Meister) hervorgegangen. Goldenstedt bekleidete auch den Posten eines Stadtmünzwardeins und hat sich als Hersteller werthvoller, von der Stadt zu Geschenken bestimmter Kunstgegenstände aus Gold und Silber hervorgethan. Derselben Zeit, aber einem unbekanntem rigaschen Meister gehören der kunstvoll gearbeitete Deckelpocal (Nr. 4) und die Deckelkanne im Popen (Nr. 7 und Nr. 8) an. Zwei kleinere, aus demselben Silberschatz stammende, durch Form und Zierrath anziehende Deckelkannen (Nr. 5 und Nr. 6) schuf der rigasche Meister Matthies Kolowes (1555—74). Der dem rigaschen Glaferamte angehörende, von dem rigaschen Goldschmiedemeister Hans Unna 1553 angefertigte Becher, auf dessen Schönheit wiederholt hingewiesen worden ist, hat im Buchholtschen Werke den ihm gebührenden Platz gefunden (Nr. 40). Aus den Händen desselben Meisters ist 1587 der große Kelch der rigaschen Domkirche (Nr. 43) hervorgegangen. Die beiden Pocale der Schwarzen Häupter v. J. 1616 und 1630 (Nr. 26 und Nr. 30), wie auch der dem Aeltesten R. Jaksch gehörende Willkommen aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (Nr. 63), der früher Eigenthum des Bäckeramtes gewesen war, zeichnen sich durch feinen Geschmack in der Composition und durch künstlerisch ausgeführte Ornamentik aus. Als Hersteller der beiden letzteren Trinkgefäße sind die rigaschen Meister Hermann Winkelmann und Jürgen Schlechter ermittelt worden. Von den im Buchholtschen Werke abgebildeten in Reval befindlichen Goldschmiedearbeiten lassen sich nur 3 Stücke: ein Kelch der Nicolaiirche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (Nr. 48), das Regiment des Hans Moeler (Nr. 52) und ein Becher der Canutigilde von 1553 (Nr. 61) als Erzeugnisse revalscher Goldschmiedekunst nachweisen. Als Hersteller des letzteren Trinkgefäßes geht der revalsche Goldschmied Jorgen Goltmed hervor. Vier schöne, mit reichem ornamentalen Schmucke versehene Deckelkannen (Nr. 51, 54, 55, 60), die kein Beschau- und Meisterzeichen aufweisen, werden als Erzeugnisse revalscher Goldschmiedekunst angegeben. Der Umstand, daß sich um die Mitte aller 4 Gefäße ein gegossener Fries mit der sich wiederholenden Darstellung eines Triumphzuges

hinzieht, läßt freilich das Hervorgehen aus ein und derselben Werkstatt vermuthen, jedoch das Vorhandensein einer ähnlichen Friesdarstellung auf einer gleichzeitigen rigaschen Arbeit (Nr. 63) gestattet die Annahme, daß die vier unter einander verwandten Silbergefäße auch rigascher Herkunft sein könnten. Der in Deutschland hergestellten Prunkstücke des Buchholtschen Werkes zu gedenken, müssen wir, wie schon gesagt, aus Mangel an Raum uns ver sagen. Nur auf die ältesten Stücke, einige aus weiter Ferne, aus dem Orient, in merkwürdiger Weise zu uns gelangte eigenthümliche Schmucksachen, deren zeitweiligem Besitzer ein gar beklagenswerthes Schicksal beschieden war, wollen wir die Aufmerksamkeit lenken. Wir meinen damit die auf dem revaler Rathhause aufbewahrten goldenen Broschen: die eine, eine phantastische Thiergestalt darstellend, ist mit buntfarbiger Email verziert; auf der anderen befindet sich das Brustbild eines Mannes, der ein orientalisches Schwert schwingt, neben und unter demselben sind Edelsteine und Perlen angebracht. Beide Broschen haben auch orientalische Anhängel. Diese goldenen Schmucksachen, welche die ältesten Stücke des Buchholtschen Werkes bilden, sind, wie auf Grundlage der im revalschen Archiv beiliegenden Notizen aus dem 15. Jahrhundert vermuthet worden ist, einem Schiffer aus Kempen, der sich des werthvollen Geschmeides auf sträfliche Weise bemächtigt und dafür den Tod erlitten hatte, abgenommen worden. Die jüngsten Stücke der uns vorliegenden Sammlung von alten Goldschmiedearbeiten gehören dem Anfange des 18. Jahrhunderts an, einer Zeit, wo die Goldschmiedekunst allerwärts in Verfall zu gerathen begann. Aus dieser Zeit gerade haben wir Goldschmiedearbeiten eines rigaschen Meisters namhaft zu machen, welche einen hohen Grad der Kunstfertigkeit an den Tag legen. Drei Proben von der außerordentlichen Leistungsfähigkeit des rigaschen Goldschmiedemeisters Georg Eben (1702—1710) bringt unser Werk in der Wiedergabe der Humpendeckel von 1701, 1704 und 1705 (Nr. 36—38). Auf dem ersten Deckel von 1701 erblickt man in hochgetriebener Arbeit Karl XII., gefolgt von seinen Reitern, über die gefallenen Feinde auf dem Schlachtfelde bei Narva hinwegsprenkend. Im Hintergrunde erhebt sich die besetzte Stadt. Den Humpen fertigte der rigasche Meister Georg Dechant, den werthvollsten Theil aber, den Deckel, bildete sein Gesell Joh. Georg Eben; wohl in gerechter Anerkennung seiner hohen Leistung durfte Eben seinen Namen auf demselben vermerken.

Der zweite Humpendeckel zeigt uns die 1705 geschlagene Schlacht bei Gemauerthof. Vorn erblicken wir ein wildes Reitergefecht, im Hintergrunde nehmen wir streitende Kriegsmassen und ein hohes Schloß wahr. Ueber dem Schlachtfelde ist das Portrait des Siegers Karl Löwenhaupt angebracht. Auf dem dritten Humpendeckel hat der Künstler in gleich gelungener Weise

die Schlacht auf der Spilwe bei Riga dargestellt. Den Hintergrund bildet die Stadt Riga, welche sich durch die jeden Rigenfer anheimelnden, schlanken Thürme kenntlich macht. Ueber der Stadt schwebt das von Engeln getragene Bildniß Karls XII. Je mehr man sich dem anziehenden Kunstwerke hingiebt, desto mehr wandelt Einen die Lust an, die Freude des ästhetischen Genusses auch Anderen mitzutheilen. Mit Stolz kann das rigasche Goldschmiedeamt auf seine Vergangenheit zurückblicken, aus der kein anderes Amt hier selbst so glänzende Beweise der Leistungsfähigkeit seiner Vorfahren besitzt. Es hat den Anschein, daß schon früh im Schooße des Amtes der Goldschmiede das Streben hervortritt, nicht hinter den Amtsgenossen in Deutschland zurückzubleiben. In keinem Goldschmiedeamt nämlich sind die Anforderungen bezüglich des Meisterstückes so groß und weitgehend wie in Riga. Die rigaschen Goldschmiede sind auch die ersten, die ihre Statuten der Zunft gerichtlich fixiren lassen, d. h. ihr Schragen von 1360 ist der älteste von den in Europa bekannt gewordenen Goldschmiedeschragen und der älteste der rigaschen Schragen überhaupt. Die Angehörigen dieser ältesten Zunft in Riga werden schon in sehr früher Zeit den vornehmeren Theil der Bürgerschaft gebildet haben. Wissen wir doch, daß schon im Jahre 1292, also noch im Jahrhundert der Gründung der Stadt, der rigasche Bürger Jacobus der Goldschmied des Königs Gedimin von Littauen genannt wird. Die rigaschen Goldschmiede gehörten ohne Zweifel zu den angesehensten Corporationen der Stadt. Weit über das Niveau der gewöhnlichen Handwerker hebt sie schon der größere Reichthum, den das von ihnen zu verarbeitende und verarbeitete kostbare Material in edleren Metallen, Perlen und Edelsteinen bedingt, dann die von ihnen geforderte größere Geschicklichkeit und Bildung. In Riga gehörten deshalb die Goldschmiede nicht zu der alle Handwerker vereinigenden Verbindung der kleinen Gilde, sondern sie wurden als Künstler in die große Gilde aufgenommen, die fast ausschließlich aus dem herrschenden Stande der Kaufleute bestand. Ihrem Eintritt in die Compagnie der Schwarzen Häupter, welche vielen Gesellschaftsklassen gegenüber eine strenge Exklusivität beobachtete, stand nichts entgegen. Das Amt gewann allmählich den Charakter der Vornehmheit, wozu bedeutend die nicht geringen Erträge ihrer Leistungen und die allseits entgegengetragene Anerkennung ihrer Kunst beigetragen haben werden. Die günstigeren Geldverhältnisse gestatteten ihnen auch größere Ansprüche an die Genüsse des Lebens, so daß sie nicht geringen Aufwand zu machen im Stande waren. Ihre Feste, die bisweilen Tage dauerten, beanspruchten bedeutende Summen. Werthvolle Geschenke sehen wir sie machen. Die in den Kalenderunruhen durch ihren traurigen Ausgang in der Geschichte wohlbekannten Rigenfer Johann Fastius und Martin Giese werden mit kostbaren Ringen beschenkt.

Die Ausschmückung ihrer Kirche und der Schwarzhäupter Häuser ließen sie sich angelegen sein. Für die Bestätigung ihres Schutzens durch König Stephan Bathory verausgabten sie die ansehnliche Summe von 506 Mark. Nicht nur die eigenen Angelegenheiten bildeten den Gegenstand ihrer Sorge, sondern auch gemeinnützige Dinge lagen ihnen am Herzen: so bewilligte das Amt der Goldschmiede im Jahre 1568, so lange Gottes Wort in dieser Stadt rein und lauter gepredigt wird, zu dem evangelischen und christlichen Predigtstuhl 24 Mark jährlich als Beitrag zum Unterhalte der Prediger¹.

Reichthum, Ansehen und Achtung, alles das wurde dem rigaschen Goldschmiedeamte allein durch seine Arbeit, welche sich zur Höhe künstlerischer Ausübung erhob, zu Theil. In der That, es ist ein erhebendes Gefühl und ein mit Genugthuung erfülltes Bewußtsein, so manche Seite des Culturlebens unserer Altvordern in einem das Maß des Gewöhnlichen bei Weitem überschreitenden Blüthezustande zu erblicken, besonders noch in Rücksicht des harten Urtheils, das in alter und neuer Zeit über Wesen, Charakter und Können der Livländer ausgesprochen ist. Diejenigen aber, die es ermöglicht haben, daß ein so erfreuliches Bild von den Fähigkeiten unserer Vorfahren in fesselnder Weise entrollt werden konnte, können des Dankes der Freunde livländischer Geschichte versichert sein.

C. Mettig.



¹ C. Mettig: „Zur Geschichte der rigaschen Gewerbe im 13. und 14. Jahrh.“ Riga 1887. W. Stieda: „Aus dem Leben des rigaer Goldschmiedeamtes“. „Balt. Monatschr.“ Bd. 35. S. 1 ff., 115 ff., 187 ff.

Herausgeber: N. Weiß.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 25-го Сентября 1892 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische

Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.



Flügel

von 550 Rbl. an.

Pianos

von 400 Rbl. an.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.